



»Man macht es, wie man es kennt. Die Liebe schlägt ein. Sie findet statt zwischen zwei Menschen. Sie ist ausschließlich.«

Oder?

#torstrassensurfer?
#kantstrassenkreuzer?
#crewshuttle?



Audi Q2
#untaggable

Müssen wir eigentlich alles labeln? Manches ist einfach #untaggable. Wie der Audi Q2: passt in keine Schublade. Aber in Ihre Garage. Mehr entdecken unter [audi.de/q2](https://www.audi.de/q2)

Audi Vorsprung durch Technik



„Wir wollten dem Stuhl das warme und einladende Aussehen eines gut gebrauchten Baseball-Handschuhs geben.“ (Charles Eames)

Mit diesem Gedanken entwarfen Charles und Ray Eames 1956 den Lounge Chair. Durch seine Kombination von Eleganz und ausserordentlichem Komfort, von Modernität und Tradition wurde er bald zu einem der großen Möbel-Entwürfe des zwanzigsten Jahrhunderts. Vitra feiert das sechzigste Herstellungsjahr dieses Originals mit einer exklusiven, limitierten Version mit Stoffbezug – so bequem, dass man leicht darin einschlafen kann.

Lounge Chair Twill & Ottoman Design: Charles & Ray Eames, 1956

Ihren Vitra-Fachhändler finden Sie unter www.vitra.com/handel

www.vitra.com/loungechair

Worum geht es in diesem Magazin eigentlich? Oft hilft der Blick von außen. Diesmal: Helene Hegemann



Foto Ériver Hijano

ge Weltordnung droht in Chaos zu versinken, von dem niemand weiß, was es für ihn selbst bedeutet. Zugleich hört man nicht auf, darüber nachzudenken, ob man wirklich geliebt wird. Oder wirklich depressiv ist. Oder wirklich zu wenig Geld verdient und deshalb bald selbst zu den Abgehängten gehört, deren Rechte von populistischer Hardlinerpolitik mit Füßen getreten werden.

Fünf Tage, nachdem Donald Trump zum Präsidenten der USA gewählt worden ist, gibt er ein Fernsehinterview. Er sitzt mit seiner Familie in einem Penthouse in der 5th Avenue, goldlastig, 100 Millionen Dollar wert. Dass sich ein Politiker als Stellvertreter der Abgehängten stilisiert und es nicht lassen kann, mit seinem Reichtum anzugeben, ist der eine erschreckende Widerspruch. Der andere ist Trumps Tochter Ivanka, die während des Interviews ein diamantenbesetztes Armband aus ihrer eigenen Schmuckkollektion trägt und im Anschluss per Massenmail Werbung für das Teil machen lässt. Preis: mehr als 10.000 Dollar.

Diese Pointe wäre selbst für die »Simpsons« zu billig. Aber sie ist Realität – was es schwierig macht, darauf besonnen zu reagieren. Jeder, der genug Geld, Zeit und Interesse hat, um ein Magazin mit Lifestyle-Schwerpunkt aufzublättern, fühlt sich wahrscheinlich ähnlich wie ich: Die bisheri-

Der Tagesspiegel hat jetzt eine Zeitschriftenbeilage: den Berliner. Sie haben gerade die erste Ausgabe aufgeschlagen. Darin überlegt Laura Naumann, was es bedeutet, wenn man den Begriff »Beziehung« seinen Ansprüchen entsprechend umdefiniert. Johannes Laubmeier schreibt über einen sizilianischen Friedhof, auf dem Messingschilder die Gräber unidentifizierter, im Mittelmeer ertrunkener Flüchtlinge kennzeichnen – und über einen Polizisten, der ihre Identitäten recherchiert. Fabian Federl arbeitet sich an Peter Altmaier als politischem Vorbild für die eigene Millennial-Generation ab. Und der Fotograf Ashkan Sahihi porträtiert junge, schwule Männer, nackt, die nach Berlin gekommen sind, um die Menschen werden zu können, die sie werden wollen.

Es geht um Vielfalt. Um Freiheit, die immer schwieriger von Konkurrenzkampf zu unterscheiden ist. Und um Produkte. Um das, was wir haben wollen, was wir haben können – und deshalb zwangsläufig auch um die Frage, was wir wirklich brauchen.

Helene Hegemann, geboren 1992 in Freiburg, ist Autorin und Regisseurin. 2017 kommt die Verfilmung ihres Romans »Axolotl Roadkill« in die Kinos, Hegemann führte selbst Regie.



Titel Laura Naumann denkt an ihre drei Ehepartnerinnen. Ihr Essay steht auf Seite 16

- 6 **Futuralismus**
Pop-Art-Collage von Tony Futura
- 8 **Menschenmuseum**
Dirk Gieselmanns Unhappy Hour
- 10 **Schönstpersönlich**
Lebensverbesserungen von Sarah Illenberger
- 12 **Das Nächste**
- 16 **Leben – but how?**
Wie wir die Beziehungen führen, die wirklich zu uns passen
- 24 **Dr. Körners gesammeltes Schweigen**
Ulrich Matthes vibriert lautlos
- 26 **Nr. 13**
Als sie starb, trug sie schwarz. Ihren Namen weiß man nicht
- 34 **Mein Idol Peter Altmaier**
Ein Millennial macht endlich Ernst
- 36 **Himmelfahrtskommando**
Die Ballons des Tomás Saraceno
- 44 **Vier Männer**
Von Berlin angezogen, für Ashkan Sahihis Kamera ausgezogen
- 48 **»Man fühlt sich wie ein Sandwich«**
Zwischen Orchester und Publikum: der Dirigent Antonello Manacorda
- 52 **Neusehland**
Deutsche Serien, die wir sofort streamen würden
- 56 **Der Kick**
Ein Koffein-Krimi
- 64 **Acht Frauen**
Diverse Menschen, diverse Mode
- 72 **Immer diese neuen Apps!**
Neun beruhigende Empfehlungen von Stephan Porombka
- 76 **Melting Pot**
Berliner Kreation: Ramen Burger
- 77 **Dr. Om**
Kleine Meditationen über die großen Fragen des Lebens
- 77 **Impressum**
- 78 **Sicherheit / Freiheit**
Mirna Funk kommt nie wieder



Extra Shot

Tony Futura, 1986 in Frankfurt/Oder geboren, ist Senior Art Director der Kreuzberger Agentur Dojo.
Mehr seiner minimalistischen Pop-Art-Collagen unter [instagram.com/tonyfutura](https://www.instagram.com/tonyfutura)

Marc O'Polo
EYEWEAR



FOLLOW YOUR NATURE
MADS MIKKELSEN

Ein völlig zermürbter Dirk Gieselmann fleht: Reißt die Trödelhöllen nieder!

Architektur, sagte Schopenhauer, sei gefrorene Musik. Wer dessen eingedenk durch Berlin spazieren geht, der sieht die Gebäude nicht nur, er hört sie auch.

Er hört nicht nur Schönes.

Aus den roten Mauern des Einkaufszentrums Alexa etwa ertönt ein Duett von Frank Zander und den Einstürzenden Neubauten. Hinter der Fassade des neuen Stadtschlusses spielt ein barockbegeisterter Sachbearbeiter Händel auf der Nasenflöte nach. An den Townhouses am Hausvogteiplatz vernimmt der Spaziergänger schließlich das Brummen eines smarten Kühlschranks.

Und es drängt sich ihm der Gedanke auf: Diese gefrorene Musik Berlins möchte er lieber nicht als CD gebrannt bekommen. Er würde sie wohl in einem unbemerkten Augenblick mit dem Geschenkpapier in den Mülleimer gleiten lassen.

Was der in die Gebäude hinein lauschende Spaziergänger allzu selten hört, ist urbane Stille. Das ferne Rauschen des unendlichen Verkehrs, das geheimnisvolle Murmeln von Mantelträgern, den sporadischen Trittschall auf den Gehwegplatten, das Aufflattern grauer Vögel. Die elegante Diskretion der Gebäude, die Zurückgezogenheit der Stadt hinter einem Vorhang.

Leider auch dort nicht, wo diese Stille das einzige Geräusch sein müsste.

Entlang der Gertrud-Kolmar-Straße in Mitte stehen Wohncontainer in einem länglichen Pulk wie eine Gang von Kleinkriminellen. Darin sind Imbisse und provisorische Kneipen untergebracht, davor fischen vierschrötige Kellner mit ausgebreiteten Speisekarten nach Kundschaft. In einem Lokal schlägt um 14 Uhr die fröhliche Stunde: Happy Hour. Es gibt alkoholische Getränke zum halben Preis, Touristen saugen an den Strohhalmen, als wären sie bizarre Vögel an einer Wasserstelle.

Für die, die Architektur nicht hören können, wird die Musik eingespielt: Aus den Lautsprechern glibbert »Sunshine Reggae«. Das Ensemble sieht aus, wie es klingt, und es klingt, wie es aussieht. Aggressiver kann schlechter Geschmack kaum sein.



Happy Mahnmal

Der Spaziergänger steht nun schlaff und entmutigt auf dem Gehsteig dazwischen. Nein, er möchte keinen süßlichen Cocktail zum halben Preis auf der einen Straßenseite trinken, und auf der anderen möchte er nicht verkrampft Andacht halten, wo sie ihm verunmöglicht wird. Er sieht eine Junggesellengruppe auf einem Bierbike vorüberfahren, johlend und unsagbar töricht. Und er wünscht sich mit letzter Kraft eine neue Diskussion über die Architektur dieser Stadt.

Wir sollten nicht nur darüber sprechen, was gebaut wird. Wir sollten auch darüber sprechen, was entfernt werden muss: Touristenfallen, Bratwurstbuden, Heizpilzwälder, Trabisafariagenturen, Pelzmützenstände, all die hingekotzten Trödelhöllen.

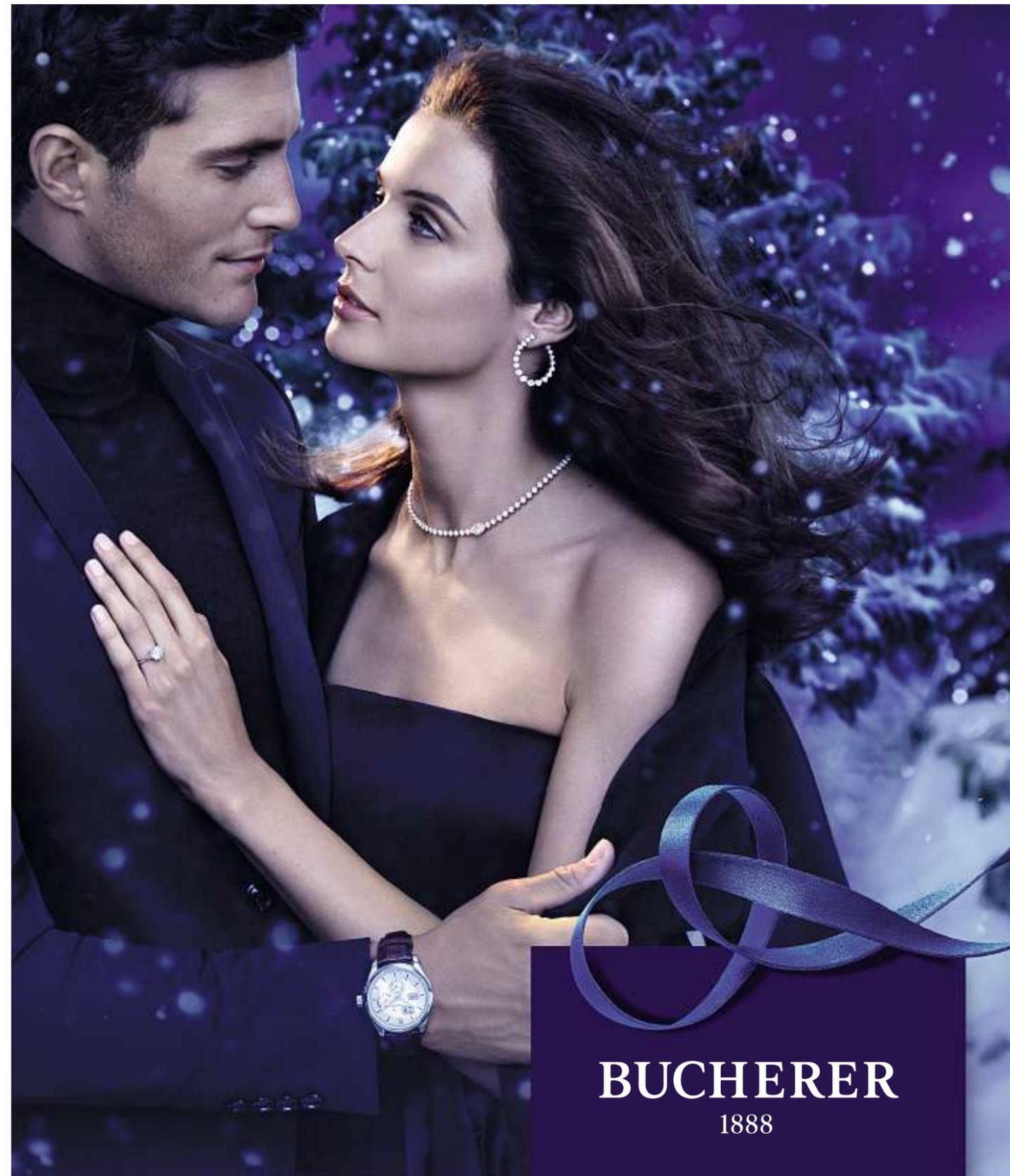
Und nennen wir die dann wieder wohltuend leeren Grundstücke bitte nicht Brachen, wie es ein nach Profit gierender Investor täte, der dort bald schon das Nächstschlimmere entstehen ließe. Nennen wir sie Pausen, wie in der Musik. Pausen, in denen etwas ausklingen kann. Ausatmen. Und dann wieder Luft holen für das Kommende.

Die Stadt und ihre Menschen brauchen sie.

Das wäre als eine ästhetische Penetranz von vielen nicht der Rede wert, wenn sie sich an einer Kartrennbahn in der Vorstadt befände. Doch auf der anderen Seite der Gertrud-Kolmar-Straße steht das Holocaust-Mahnmal. Das Denkmal für die ermordeten Juden Europas.

Über diesen Ort wehen also akustische und optische Signale, die die Stille, die hier herrschen müsste, übertönen und übertünchen. Das Ballermannhafte der Happy-Hour-Container durchdringt und korrumpiert die Würde des Mahnmals. Zu welchen Handlungen diese Interferenz die Besucher offenbar verleitet, ist in der Hausordnung dokumentiert: »Es ist verboten, von Stele zu Stele zu springen.«

Dirk Gieselmann, 1978 in Diepholz bei Bremen geboren, ist Träger des Henri-Nannen- und des Deutschen Reporterpreises.



BUCHERER
1888

BERLIN - FRIEDRICHSTRASSE 176-179
KURFÜRSTENDAMM 45 - BUCHERER.COM

EINZIGARTIG WIE IHRE EMOTIONEN - SEIT 1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

SCHÖNSTPERSÖNLICH

Sarah Illenberger über gelbe Autos, wilde Bücher und elf weitere Lebensverbesserungen



Diesen Sommer habe ich in der Künstlerresidenz Villa Lena in der Toskana (1) verbracht, zum Arbeiten und zur Weinernte. Danach mochte ich »La Grande Estate« von Olympia Zagnoli (2) umso mehr. Ihre wildfarbigen Illustrationen von Sonnenuntergängen lassen mich den Berliner Winter vergessen. Und davon träumen, mit einem gelben Ferrari (3) durch Hügellandschaften zu düsen – ich wäre eigentlich gern Rennfahrerin geworden. Trost hole ich mir im Schädel in der Oderberger Straße (4) – der beste Kaffee der Stadt! Köstlich auch das Ofenhuhn mit zehn Kräutern. Dort lese ich gern, zum Beispiel das Designmagazin MacGuffin (5), Thema der neuen Ausgabe: Knoten. Meine Tochter Roberta liebt Anaïs Vaugelades »Steinsuppe« (6), das hat einen speziellen Humor und ist



sehr weise. Auf andere Art weise war John Cage (7). Immer wenn ich Interviews mit ihm auf YouTube sehe, bin ich begeistert von seiner lausbübischen und in sich ruhenden Art. Mein Lieblings-Beautyladen ist MDC Cosmetic in der Knaackstraße: tolle Düfte wie »Eau Chic« von Astier de Villatte (8) – und Ausstellungen! Blumen kaufe ich im Brutto Gusto, Torstraße. Da stehen auch Johannes Nagels Vasenobjekte (9). Ebenfalls skurril: die Bowlingkugelvase von Anastasiades (10). Die Lemaire-Perlentasche (11) erinnert mich an die Auflagen auf Opis Autositzen. An den Céline-Stiletto (12) mag ich die Streichholzkopf-Absätze. Und ich versuche schon lange, meine Mutter zu überreden, für ihre Schmuckfirma Sévigné eine junge Kollektion zu entwerfen (13). Jetzt ist es endlich passiert.

Sarah Illenberger, 1976 in München geboren, wurde als Illustratorin und Artdirektorin vielfach ausgezeichnet. Sie lebt in Berlin.

Fotos: Cokle Bartrina, Lazy Dog, Books, Ferrari, Schädel, MacGuffin Magazine, Moritz Verlag, Susan Schwartzberg, Promo, Brutto Gusto, Michael Anastasiades, Lemaire, Céline, Sévigné/Markus Jans, Studio Beda Achermann

LEBE DEINE LEIDENSCHAFT

„Hagi“ Rada, Barbier. Botschafter traditioneller Werte.
#wearethediplomats



Die Welt braucht mehr Botschafter



facebook.com/botucal

Rum
BOTUCAL

DAS NÄCHSTE

BÜHNE

Lars Eidinger, welche Theaterstücke sehen Sie als nächstes?

»Die nächsten Stücke, die ich mir ansehe, werden allesamt Produktionen der Volksbühne sein – ehe dort mit der Übernahme Chris Dercons die Castorf-Ära zu Ende geht. Für mich war die Volksbühne immer das Größte. Die Art, wie ich meinen Beruf verstehe, meine Spielweise, mein ganzer Zugang zum Theater, das alles ist untrennbar mit Castorf verbunden. Hier hatte ich meine prägendsten Theatererlebnisse. Bert Neumann, Christoph Schlingensiefel, Henry Hübchen, Christoph Marthaler, Sophie Rois, Martin Wuttke, Kathrin Angerer und die vielen anderen sind für mich Giganten: jeder für sich völlig unabhängig und eigen in seinem Stil, seinen Stärken und Qualitäten. Wie Superhelden in einem Marvel-Comic!«



Lars Eidinger, 40, ist Schauspieler und DJ, Ensemblemitglied an der Berliner Schaubühne und wurde unter anderem durch seine Hauptrolle im Film »Alle Anderen« und Auftritte im Tatort bekannt.

1 Die Brüder Karamasow
Frank Castorf
(2./3. Dez.)

2 Pfüsch
Herbert Fritsch
(9., 26., 31. Dez.)

3 Von einem der auszog
Dirk von Lowtzow und René Pollesch
(13. Dez.)



KONZERT

Isolation Berlin

Das nächste Konzert, das wir besuchen, findet am 17. Dezember im Columbia Theater statt und wird der letzte Auftritt von Isolation Berlin in diesem Jahr sein. Seit gut einem Jahr wird die Band, die klingt, als hätte Rio Reiser zu viel Sartre und Camus gelesen, als das nächste große Ding gehandelt – und das ist sie auch. Zumal im Winter, da passt ihre Musik einfach perfekt zur Stadt. Also hören wir »Alles grau« und die Liebeskummerhymne »Schlachtensee«, in der es heißt: »Es rauscht in meinen Ohren/ Und es fällt schon wieder Schnee/ Der Schlachtensee ist lang/ Und auch ohne dich ganz schön.«

Isolation Berlin, 17. Dezember 2016 im Columbia Theater

BRÜHE

Das Nächste, was wir gegen Erkältung und Winter zu uns nehmen werden, ist tatsächlich: Brühe. Und zwar Knochenbrühe vom Weiderind, wahlweise mit Ingwer, Butter, Kokosöl, Kurkuma oder Shiitake-Pilzen. In New York war Knochenbrühe schon vor fast zwei Jahren ein Großtrend, jetzt ist sie auch in Berlin zu bekommen. Entweder im Webshop von Brox oder im kleinen Pop-Up-Lokal.

Brox, Weinbergsweg 21, bonebrox.de

SONG

Das nächste Lied, das wir hören, wird **Hold on** sein, die elegische neue Emo-Rave-Single von The XX. »Nach langen Jahren, Zeit zusammen und fernab voneinander, höchsten Höhen, tiefsten Tiefen, Herzschmerz und Heilung« sei es nun Zeit für ein neues Album, sagt die Londoner Band. Es wird **I See You** heißen und am 13. Januar 2017 erscheinen, fast fünf Jahre nach dem letzten Album. Am 26. Februar spielen The XX live in Berlin.



AUSSTELLUNG

Cornelia Schleime

Die nächste Ausstellung, die wir besuchen, ist »Ein Wimpernschlag« von Cornelia Schleime. Die 1984 aus Ost- nach West-Berlin übersiedelte Künstlerin hat eben den Hannah-Höch-Preis des Landes Berlin erhalten; die umfangreiche Retrospektive zeigt Fotografien, Gemälde und Reisetagebücher von den 80ern bis heute, auch ihre mysteriösen Mädchenporträts.

Berlinische Galerie, bis April 2017

Fotos: Kai Müller, Noel Richter, Cornelia Schleime/Repro: Bernd Borchardt



JEAN-PAUL GOUDE CELEBRATES **LACOSTE**



Der neue Audi Q5 mit quattro ultra-Technologie*.

Der neue quattro ultra-Antrieb* im Audi Q5 denkt sogar mit. Bei Bedarf wechselt er von Vier- auf Zweiradantrieb und macht Ihre Fahrt nicht nur sicherer, sondern auch effizienter. Mehr Infos unter www.audi.de/Q5

  / Audi Deutschland

*Optionale Ausstattung.

LEBEN- BUNT HOW?

Sich einen Bruder aussuchen,
eine Ehe öffnen, die Kolleginnen heiraten:
Endlich können wir die Beziehungen führen,
die zu uns passen. Das macht glücklich,
sagt die Autorin Laura Naumann.

Anstrengend ist es trotzdem

Text Laura Naumann
Fotos Daniel Hofer



DE LIEBE REGIERT. NUR DIE STAATSFORM WIRD ÜBERPRÜFT.



ZWEI LEUTE, MAN GEHÖRT ZUSAMMEN, FERTIG, AUS.

Mein Bruder ruft mich an, um bisschen zu plaudern. Neue Crossmaschine. Und ein neues Mädchen, vielleicht. Er wisse nicht genau, ob das eine Beziehung werde, ob er das wolle. Die beiden kennen sich seit kurzem, beide sind 16. »Was heißt denn Beziehung«, will ich wissen. »Na, Beziehung halt«, sagt er. »Ja, aber was soll das sein?« Nachdruck in meiner Stimme. »Be-zie-hung«, sagt er, meinen Ton imitierend, »zusammen sein halt«. Und ich: »Aber was bedeutet das?« Dann er: »Also, wenn ich hier Beziehung sag, dann wissen alle, was ich meine. Nur, weil du das da anders machst in Berlin, heißt das nicht, dass sich das alle fragen. Hier ist Beziehung Beziehung. Zwei Leute, man gehört zusammen, fertig, aus.«

Ich erinnere mich an eine Zeit, in der mein Freundeskreis fast ausschließlich aus Paaren bestand. Wir waren immer zu sechst in der WG, statt zu dritt, weil wir immer alle unsere Schmusis da hatten. Oft kamen Freund*innen vorbei und die hatten auch ihre Schmusis dabei. Oder die Schmusis kamen noch nach. Oder die Schmusis kamen ihre Schmusis abholen. Es wurde viel Hand in Hand gegangen und in Bars auf einanders Schoß gesessen und das Auto hatte immer einen Platz zu wenig. Paare waren füreinander gebucht, zuständig und hauptverantwortlich. Große Irritationen dann, wenn Dings mit Dings gesehen wurde oder Dings nicht wusste, wo Dings ist, weil: Warum weißt du nicht, wo deine Freundin ist, seid ihr nicht mehr zusammen?

Man macht es, wie man es kennt. Man macht es, wie die anderen es machen, wie man es beobachtet hat, bei den Eltern, den Freund*innen der Eltern, den Leuten in Filmen, in Büchern, bei Jay-Z und Beyoncé. Die Liebe schlägt ein. Sie findet statt zwischen zwei Menschen. Sie ist ausschließlich. Sie muss beteuert, bewiesen und zur Aufführung gebracht werden. In Form einer Be-zie-hung. Unser*e Liebespartner*in erfüllt darin all unsere Bedürfnisse: nach Zärtlichkeit, nach Nähe, nach Sex, nach Event, nach Gespräch, nach Sicherheit, nach leckerem Essen, nach Ritual, nach Aben-

teuer. Diese Liebe wird zum Zentrum des Lebens. Bestenfalls mündet sie in die Ehe, zu zweit wird für die Ewigkeit eingetütet. Bestenfalls erwächst aus ihr ein Kind (#keimzelledergesellschaft). »Zwischen uns passt kein Blatt Papier«, lautet ein Sprichwort, das einen glücklichen Zustand beschreiben soll. Mit jemandem so einig, so nah und so verbunden sein, dass kein Blatt dazwischen passt. Kein. Fucking. Blatt. Um jemanden so nah zu haben, dass kein Blatt zwischen den eigenen Körper und den der anderen Person passt, muss man diese so fest an sich drücken, oder sie einen an sich, dass es auf jeden Fall weh tun muss, mindestens eine von beiden keine Luft bekommt und beide insgesamt sehr unbeweglich sind. Und schwitzen. Warum ist das erstrebenswert?

»Lebe, wie ich denke, dass ich es will, oder wollen sollte, statt mich ernsthaft zu fragen, wie ich wirklich leben will. Nicht aus Blödsinn. Sondern aus Gewohnheit.«, schreibe ich irgendwann 2012 in mein Notizbuch. Dann kommt der Sommer, in dem T mit mir schimpft, weil ich Eva Illouz' »Warum Liebe weh tut« mit in den Urlaub gebracht habe, und damit droht, es ins Meer zu werfen. Dann kommt der Winter, in dem immer »Diamonds In The Sky« von Rihanna läuft. Dann kommt der Sommer, in dem ich Simone de Beauvoirs Briefe an Sartre lese. Dann kommt der Winter, in dem Amazon Prime die Serie »Transparent« herausbringt. Dann kommt der Sommer, in dem ich mit S zusammen bin, die in einer langjährigen Partnerschaft mit G ist und es ist kein Geheimnis. Dann kommt der Winter, in dem die zweite Staffel von »Transparent« rauskommt. Dann kommt der Sommer, in dem mein Date auf einer poshen Hochzeit einen Jute-Beutel mit der Aufschrift »FUCK MARRIAGE« trägt; die Wedding-Planerin nickt nervös grinsend. Dann kommt der Winter, in dem mein Bruder anruft und sagt: Be-zie-hung, ey.

Das ist jetzt. Nicht nur mein Bruder, sondern auch ich und mein Freundeskreis haben sich verändert. Wo früher alle ordentlich zu Paarsocken zusammengebunden waren, leben alte und neue Menschen jetzt als Einzelpersonen, Duos, Gruppen und Teams. Paar

oder Kein-Paar sind nicht mehr die primären Ordnungssysteme. Und das hat überhaupt nichts damit zu tun, dass alle sich aus dem Love-Business zurückgezogen hätten. Im Gegenteil, alle küssen nach wie vor sehr gern und haben weiterhin ein großes Interesse daran, die Liebe regieren zu lassen. Aber die Staatsform wird überprüft. Die Vorstellung von der romantischen Liebe in Form der monogamen (heteronormativen) Zweierbeziehung, die wir als Anfang-20-Jährige als Maxime des Erwachsenenlebens noch gekauft haben, immer wieder rein in den Korb und zieh durch die Karte, hat sich als Allheilmittel und Hort des Friedens und der Fröhlichkeit und des everlasting orgasm nicht bewährt.

Aha. Und stattdessen? Wie ist es also jetzt?

Zum Beispiel: Mit meinem Theaterkollektiv Henrike Iglesias auf Gastspiel in Leipzig, Ausflug in den Botanischen Garten. Wir reden über den One-Night-Stand der einen und die anstehenden Proben für unsere nächste Produktion, ich hab ein Eis in der Hand, wir haben alle Jogginghosen an und eine macht ein Foto von den Sukkulenten und ich schreibe in mein Notizbuch: »viel näher dran an wie ich leben will als 2012«.

Vor zwei Jahren haben wir geheiratet. Unsere Hochzeit fand in einer Hinterzimmer-Kapelle in der Kantine der Berliner Sophiensaele statt. Ein schöner Mann mit Rauschebart in einem Hochzeitskleid eskortierte uns zum Ritual. Die Trauung wurde vollzogen durch das Schlager-Duo Xiroi. Es gab Ringe, Gesänge (»Unter den Palmen der Liebe«) und Tränen – wie bei einer echten Hochzeit. Viele Menschen wurden an diesem Abend in Zweier-, Dreier-, Vierer-, Fünfer-Konstellationen getraut, während im ganzen Haus ein rauschendes Fest gefeiert wurde.

Diese drei Frauen sind meine Lebenspartnerinnen, meine Wahlfamilie. Sie kennen meine Brüste, meine Eltern, meine Ängste. Sie kennen mich mit Clown gefrühstückt und kurz vorm Nervenzusammenbruch. Wenn ich einen Witz mache, der auch von meinem Vater sein könnte, nennen sie mich Papi.



ES KANN PASSIEREN, DASS ANDERE FRAUEN
UND MÄNNER SCHÖN SIND.

Wir teilen nicht die Ansichten über Monogamie in romantisch-erotischen Beziehungen, wir haben unterschiedliche Nahrungsmittelvorlieben, manche von uns lieben Yoga, manche lehnen es ab. Unsere Beziehung hatte zu keinem Zeitpunkt eine erotische Ebene – romantisch kann es allerdings schon mal werden: unsere Hochzeitsnacht endete in einem 24-Stunden-Burger-Laden. Kurz nach der Hochzeit haben wir eine GbR gegründet, ein gemeinsames Konto eröffnet und uns beim Finanzamt gemeldet.

Das Open-Office-Dokument, in dem ich diesen Text schreibe, trägt den Titel »LEBEN – BUT HOW«, weil mich von jedem Punkt in meinem Arbeitszimmer der pinke Rücken des Aktenordners mit dieser Aufschrift anleuchtet. Eine lebenspraktische Sammlung, die ich angelegt habe, als ich mein Studium beendet habe und in die Selbstständigkeit gestartet bin. Der Ordner ist, bis auf einen Leitfaden zur Steuererklärung für Selbstständige im Kulturbetrieb, leer geblieben. Dabei ist es, mit wem auch immer ich mich unterhalte dieser Tage, die Frage der Stunde.

Zu Besuch bei den Eltern: Wie wollen wir leben, die Kinder fast verabschiedet? Eine Freundin auf einer Hochzeit: Ich hab zum zweiten Mal den Brautstrauß gefangen, aber nicht mit mir, Freunde, nicht mit mir! In der Küche einer Loverin: Jetzt, wo ich beruflich erreicht habe, was ich erreichen wollte, womit füll ich mein Leben sonst so? Eine Bekannte, frisch getrennt: Das Problem ist doch: Man macht Schluss und dann steht man da, hat alle Freund*innen vernachlässigt und weiß nicht mal mehr, wo das Waschmittel bei Rewe steht, weil das hat V immer gekauft. Mit einer anderen Freundin auf dem Tempelhofer Feld: Wovon es abhängig machen, an welchem Ort ich lebe? Ich könnte mit meinem Pass fast überall auf der Erde leben. Warum ausgerechnet hier? Im Internet: Was ist das für 1 life? Auf dem Balkon eines Freundes: Ich will kein Leben ohne Verbindlichkeiten führen, aber ich will entscheiden, welche Verbindlichkeiten ich eingehe und welche nicht.

Konservative und Reaktionäre fürchten das Ende der Familie durch Feminist*innen, Hedonist*innen und Sexualpädagog*innen. Alle anderen fürchten einen Backlash in die 1960er. »Generation Beziehungsunfähig« ist zum Begriff geworden. Die Gesellschaft altert, aber ob Reproduktion überhaupt eine gute Idee ist, in Anbetracht des Zustands der Welt, ist eine weitere Frage.

Ein günstiger Moment, eigentlich, um die Strukturen unseres Zusammenlebens zu hinterfragen, anzupassen, zu verändern, neu zu erschaffen, wie sie uns individuell passen und im Großen wie im Kleinen zu fragen: Wie wollen wir zusammenleben, verantwortungsvoll und möglichst friedlich? Wie können wir aktiv die Systeme gestalten, von denen wir uns wünschen, dass sie uns auffangen und in denen wir andere auffangen? Wie soll sie aussehen, die Familie meiner Träume? Muss sie zwei Erwachsene haben und ein bis drei Kinder? Kann sie nicht vielleicht auch fünf Erwachsene haben und ein bis drei Kinder? Oder fünf Erwachsene und keine Kinder? Können wir uns miteinander verbinden, aufeinander zählen, einander halten, schützen und unterstützen, füreinander sorgen, ja: einander verpflichtet sein in guten wie in schlechten Zeiten, durch den Monsun eiern und ein Auto teilen, ein Konto, eine Vision für eine gemeinsame Zukunft, eine Rente, aber nicht ein Bett, eine Stadt, einen Hund?

Ich schreibe diesen Essay gut gelaunt. Ich bin fast euphorisch an manchen Tagen, über die Möglichkeiten, Leben zu führen, Beziehungen zu gestalten, die es schon gibt und die noch gefunden und gelernt und ausprobiert werden können.

Zum Beispiel: Meine Freundin E, deren bevorzugte Lebensform nie die konventionelle Zweierbeziehung war, die aber immer wusste, sie will Kinder, und zwar nicht als alleinerziehende Mutter. Hat da jemand »Pech gehabt« gemurmelt? Inzwischen hat sie eine Tochter, zusammen mit O, der auch immer Kinder wollte, aber seine Partner nie. J ist jetzt zwei Jahre alt und sehr heiter. Sie sieht sowohl Mama als auch Papa jeden Tag. Letztes Weihnachten haben sie zusammen mit Os neuem Partner

bei Es Familie gefeiert. »Die Grundidee dieser »freundschaftsbasierten Elternschaft«, sagt sie, »ist eben explizit keine getrennte Elternschaft, sondern eine gemeinsame, in der wir alle zusammen Zeit verbringen und J Mutter und Vater als respektvoll und herzlich miteinander umgehende Menschen kennenlernen. Nur, dass wir eben kein Liebespaar sind.« Der schwierigste Faktor ist dabei die Zeit, weil beide arbeiten. Und vielleicht der Berliner Wohnungsmarkt.

Einmal in der Woche gibt es den Elterntag, den sie immer zu dritt verbringen, und jetzt hat E auch endlich eine Wohnung gefunden, die nur ein paar Straßen von Os Wohnung entfernt ist. Das erste Jahr nach der Geburt hatte O bei E gelebt. Im Moment bringt er am Morgen J zu E, wo sie den Tag verbringt und übernachtet, und am nächsten Morgen bringt E dann J zu O und so weiter. Bald kommt J in die Kita, dann wird sich ein neuer Rhythmus finden. Das Elternschaftsmodell entwickelt und verändert sich – es wächst mit. Denn als E und O sich entschieden, zusammen ein Kind zu zeugen und sich ihr Modell auszudenken, kannten sie ihr Kind ja noch nicht. Und sich selbst noch nicht als Mutter und als Vater. »Viele Schwierigkeiten, die wir haben«, sagt E, »haben klassische Elternpaare auch. Einfacher macht es, das wir nicht emotional miteinander verstrickt oder gar abhängig voneinander sind, wie man es in romantischen Liebesbeziehungen oft ist. Wir sorgen beide für uns selbst. Und zusammen für J.«

Anderes Beispiel: Immer, wenn ich M sehe, reden wir über die Liebe. M ist seit über 20 Jahren mit ihrem Partner C zusammen. Sie waren 30, als sie sich kennenlernten, sie haben Kinder zusammen großgezogen, in unterschiedlichen Städten gelebt, eine Wohnung gekauft und immer gewusst: Es kann passieren, dass andere Frauen und Männer schön sind. »Lass es passieren und lass uns drüber reden«, nennt M ihre Absprache. In den letzten zwei Jahren war Ms Lover P ein großes Thema. Und vor ein paar Jahren wär fast alles in die Brüche gegangen, weil C zehn Jahre lang irgendwie J hatte, aber keine Sprache dafür. »Grautöne akzeptieren lernen«, sagt M, und: »Er-

fahrungen machen mit der Liebe«. Beide haben ihre Leben als eigenständig handelnde Menschen gelebt und einander berichtet, was sie erlebt haben. Es gab Zeiten von einseitiger und beidseitiger Monogamie, Zeiten mit gemeinsamer Sexualität und Zeiten ohne. »Am Ende zeigt die Loyalität sich darin, dass man nicht voneinander weggeht, wenn es schwierig wird, sondern dass man da bleibt und die andere Person kennenlernt, mit allem, was da ist«, sagt sie. Ich seufze.

Oder: Ich sag zu T (Jahre, nachdem Eva Illouz uns den Urlaub versaut hat): »Ich bin froh und dankbar, dass du gesagt hast: Du darfst gehen. Aber ich will, dass du bleibst.« T sagt: »Aber du bist ja gegangen.« Und ich sag: »Aber ich bin auch noch da. Und du bist auch noch da.« Ich durfte ihre neue Freundin kennenlernen, ich erzähle ihr von meinen Liebschaften, und wenn ich irgendwo eine Giraffe sehe, schicke ich ihr ein Foto, nach wie vor, und wenn sie einen lebenspraktischen Rat von mir braucht, laufe ich zu Hochform auf, nach wie vor. Wenn sie anriefe und sagte, ich brauche dich hier in zehn, dann wär ich da in zehn. Zu was macht uns das?

Oder: Was macht B und W zu Geschwistern? Als ich B kennenlerne, sagt sie manchmal: »Mein Bruder macht das und das.« Und ich sag dann: »Mein Bruder macht das und das.« Irgendwann wundere ich mich über die Elternkonstellationen und unterschiedlichen Nationalitäten in ihrer Familie, und sie sagt: »We adopted each other.« Und ich wundere mich weiter, weil ich nicht wusste, dass das geht. Dann erzählt sie mir, wie sie ineinander verliebt waren, zuerst, aber eine romantische Partnerschaft kam für ihn nicht in Frage. Dann ist Zeit vergangen, in der sie trotzdem eng verbunden blieben, dann hat sich die Beziehung verändert. Seit fünf Jahren sind sie Bruder und Schwester füreinander. Eine gemeinsame Entscheidung, die über den Zeitraum von einem Jahr gewachsen ist, ausgelöst durch Gespräche über ein Kunstprojekt über queere Versionen von Familienstammbäumen.

Wie sähe ein Stammbaum aus, der nicht auf »geboren durch«, sondern auf »gewählt von« beruht? Was bedeutet es, wenn man einander »Familie« nennt? Welche Bedeutung hat es, »Bruder von« oder »Schwester von« zu sein, und welche Funktion gibt man einander damit?

»We both know we are alone in this world. But we can try and be together in that«, beschreibt B das Verhältnis zu ihrem Bruder. Wesentlicher Teil dieser Geschwisterbeziehung ist die Vereinbarung: Auch wenn wir zehn Jahre nicht gesprochen haben und du ruft an vom anderen Ende der Welt, weil du zum Beispiel stirbst, dann steig ich in ein Flugzeug und bin da.

Heute, bei Google Hangout (ein Videochat-Tool, in dem man mit mehr als zwei Personen videochatten kann). Halbe Stunde Henrike-Business-Talk, dann haben wir keine Lust, zurück in unsere jeweiligen eigenen Alltage zu gehen und hängen weiter ab. Eine wäscht ab nebenbei, eine schreibt E-Mails, wir bringen uns auf den neueste Stand in den Lebensbereichen Romance, Sex, Gesundheit und andere Jobs. Ist immerhin fünf Tage her, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben. Und dann sag ich noch: »Ich schreib auch über euch in diesem Essay«, und eine sagt: »Jaja, schlachte ruhig unsere Liebe in den Tabloids aus.«

Niemand konnte ahnen, wie sich das entwickeln würde, als wir uns vor einigen Jahren zum ersten Mal in einem Probenraum in der Uni Hildesheim an einen Tisch setzten und sagten: Naja, fangen wir mal an. Und es ist überhaupt nicht leicht, ein Kollektiv zu sein, mit vier Personen jeden Tag aufs neue knallhart Demokratie durchzuziehen, Konflikte auszutragen, die Bedürfnisse und



Laura Naumann, geboren 1989, studierte an der Universität Hildesheim Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus. Sie schreibt Theaterstücke und ist Teil des Autorinnen-/Performerinnen-Kollektivs Henrike Iglesias.

Gefühle der anderen genauso ernst zu nehmen wie die eigenen. Es ist Arbeit. Wie jede Beziehung. Wie in jeder Familie, wie eigentlich immer, wenn mehr als eine Person im Raum ist, kann das Zusammenleben nerven, anstrengend sein und weh tun. Alle brauchen Platz. Alle wollen was. Alle haben Angst zu sterben.

Wir haben in den letzten Jahren verschiedene Tools für unser gemeinsames Leben entwickelt. Ein Beispiel: die Stimmungsrunde. Als vier feinfühligere Personen merken wir nach fünf bis 50 Sekunden, wenn es emotional in unserer Runde klumpt, sei es durch Ärger, Enttäuschung, Genervtheit oder einfach Traurigkeit wegen #life. Damit solche Verstimmungen sich nicht zu Blockaden, Vorwurfs-Battles oder Magengeschwüren entwickeln müssen, kann in solchen Momenten (oder auch jederzeit sonst, klar) eine Stimmungsrunde einberufen werden. Jemand sagt dann: »Ich hab das Gefühl, wir brauchen ne Stimmungsrunde«. Oder: »Wir haben lange keine Stimmungsrunde mehr gemacht!« Oder: »Stimmungsrunde, anyone?« Dann legen alle die Handys weg und sagen, was abgeht. Manchmal dauert's dann ein paar Stunden, oder es wird geweint, oder wir proben nicht mehr, sondern trinken Schnaps, aber manchmal kommt's auch vor, dass einfach alle hungrig waren oder lieber auf Fuerteventura wären.

Es war schon als Kind schön, allein oder mit anderen etwas zu bauen und es dann anzuschauen und zu denken: »Geil. Das hab ich, oder das haben wir, gebaut. Sieht toll aus. Und dieses Detail gefällt mir besonders.« Und vielleicht später weiterzubauen, und wieder zufrieden zu sein, oder nicht ganz zufrieden zu sein und noch Dinge zu verändern, nochmal die tragenden Elemente zu überprüfen, einen Fehler in der Konstruktion zu finden oder eine Kleinigkeit zu ergänzen für einen großen Effekt. Oder manchmal auch: alles einzureißen und neu aufzubauen. Und dann sieht es entweder ganz anders aus oder genau wie vorher. Oder wie man es sich nie hätte vorstellen können.

WAS BEDEUTET ES,
WENN MAN EINANDER "FAMILIE" NENNT?

Was erfährt man über einen Menschen, wenn man nicht mit ihm spricht?

Foto Daniel Hofer

Ulrich Matthes ist pünktlich, aber noch in Worte gehüllt. Er plaudert mit dem Fotografen. Als er mich sieht, schlägt er beide Hände vor den Mund wie ein Schweigemönch, den der strenge Abt beim Schwatzen ertappt hat. Ein Plauderfeind ist Herr Matthes offenbar nicht. Was nun? Die Gedächtniskirche, wo wir gemeinsam schweigen wollten, ist gottesdienstvoll. Wir zucken ratlos mit den Achseln. Der Schauspieler wirkt leicht verlegen. Er will authentisch sein, das Schweigen nicht spielen. Ich lege mein Ohr an seinen Parka-Rücken, Passanten schauen irritiert. Der Rücken hält die Klappe, auch wenn es ihm schwerfällt. Ich höre Matthes denken: »Hat der 'n Rad ab?«

Wir stromern steif über den Weihnachtsmarkt. Gemeinsames Schweigen ist echt eine verdammte intime Nummer! Nur langsam richtet sich mein Partner im Schweigen ein. Schaut hier, schaut da, verwundert wie ein Kind, das zum ersten Mal die große Stadt erlebt. Matthes lässt erste Schweigegenussmomente erkennen. Er vibriert wie ein Handy auf stumm. Das Europacenter schluckt uns. Und plötzlich explodiert die innere Stille, jetzt ist sie ein Trip: Die Dinge krakeelen, das Center flennt, billige Düfte kreischen. Jetzt wirft sich Matthes begeistert ins Schweigen, denn es schärft die Sinne: Er neigt den Kopf und lauscht auf ein synthetisches Vogelgezwitscher, inmitten einer Geselligkeitslandschaft umtost ein Wasserfall wortlose Paare. Matthes zieht es nun zu Saturn, die Rolltreppen seufzen. Jedes Medienkaufhaus ist ein Inferno, aber Matthes wirkt nun fast erlöst, als trage er eine subversive Botschaft in den Quasseltempel. Seine braunen Knopfaugen glucksen vor Freude. Er springt wie ein junger Mann durch die Gänge, landet endlich in der Klassikabteilung und kauft eine Gershwin-CD. Warum Gershwin? Ich verschlucke die Frage.

Matthes hat sich jetzt schwungvoll in unsere Schweigespirale geworfen, fast stürzt er die Rolltreppe hinunter, als er sie entgegen der Laufrichtung betritt. Er kichert lautlos, zeigt auf ein paar riesige Plüschtiere, die für einen Blockbuster die Zähne flitschen. Er ist nun ganz und gar ins Schweigen eingezogen, jongliert mit schmalen Schultern tausend Rollen wortlos und synchronisiert jede Sprache ins Stillsein. Ich fürchte, für seinen Beruf ist der Mann verloren. Dann flattert er davon in seinem mit Schweigen gefütterten Parka.



Ulrich Matthes vibriert wie ein Handy

Ulrich Matthes, geboren 1959 in Berlin, ist einer der bekanntesten deutschen Schauspieler. Er hat eigentlich eine sehr klangvolle Stimme.

Torsten Körner, geboren 1965 in Oldenburg, ist Journalist und Schriftsteller. Er promovierte über Heinz Rühmann.

IPERESPRESSO EIN UNWIDERSTEHLICHES ANGEBOT FÜR UNWIDERSTEHLICHEN ESPRESSO



illy möchte Sie verwöhnen! Mit einem perfekten Espresso, intensiv, samtig, gekrönt von einer dichten Crema. Und mit einem einmaligen Angebot, das Sie diesem Erlebnis ein gutes Stück näherbringt: **Beim Kauf von vier Kartons IPERESPRESSO Kapseln erhalten Sie die innovative IPERESPRESSO Maschine als Geschenk dazu.*)**

Bestechende Optik, einfachste Bedienung, patentierte illy Kapseltechnik, eine meisterhafte Kombination aus neun Arabica-Sorten der weltweit besten Anbaugelände – illy gibt alles. Alles für Ihren Genuss.

*) Dieses Angebot gilt nur vom 26.11. bis 03.12.2016. Nur auf shop.illy.com/Tagesspiegel.

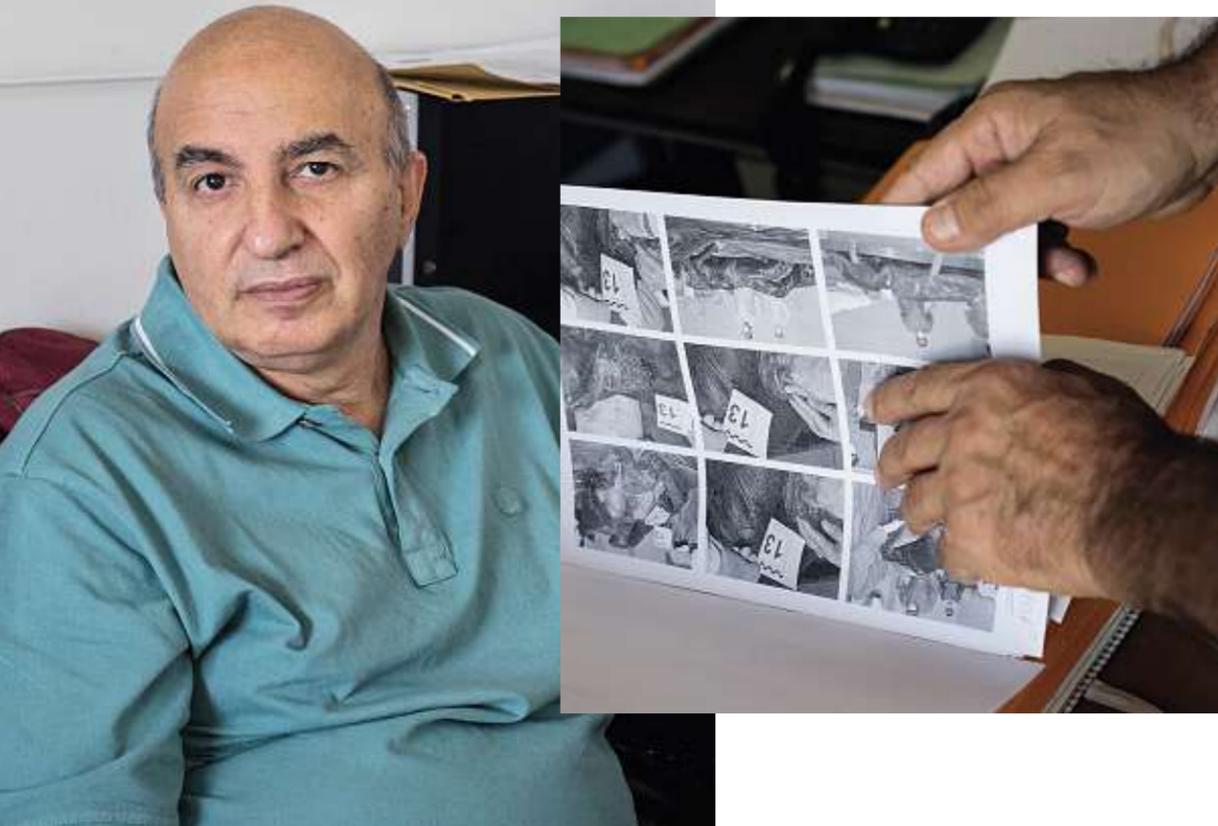
live
happilly

Als sie starb, trug sie schwarz. Ein Oberteil mit langen Ärmeln, darunter ein kurzes Top. Schwarze Jeans über schwarzen Leggins. Die dunklen, halblangen Haare hatte sie heller gefärbt. Ihre Socken waren bunt. Als sie starb, war sie zwischen dreißig und vierzig Jahre alt. Das ist alles, was man von ihr weiß. —

Nr. 13

Text Johannes Laubmeier
Fotos Carlos Bafle





Alle Informationen, die der Polizist Angelo Milazzo über »Opfer 13« hat, sind in einer orangefarbenen Aktenmappe gesammelt.

... Warum die Frau an einem Tag im August in der Nähe der libyschen Stadt Zuwara auf ein Boot stieg, warum sie floh, weiß man nicht. Auch nicht, woher sie kam. Eritrea vermutlich, aber sicher ist das nicht.

Die Fakten sind: Am 24. August 2014, in der Nacht von Sonntag auf Montag, kentert ein 15 Meter langes, hellblaues Boot in der Straße von Sizilien, der Meerenge zwischen Afrika und Europa. Italienische Militärschiffe retten die Überlebenden und bergen die Leichen. Es ist der dritte Schiffbruch an diesem Wochenende. Die »Fenice« bringt die Toten, insgesamt 24, in den Hafen der sizilianischen Stadt Augusta.

Es gibt ein Video von der Landung. Ein Lastwagen fährt die Särge, Beamte von der Spurensicherung, in Atemmasken und weißen Schutzanzügen, tragen sie auf das Schiff. Die Carabinieri und das Rote Kreuz kümmern sich um die

Überlebenden. Sie machen Notizen, zum Beispiel von einer Frau aus Eritrea, die verzweifelt ihre Schwester sucht. Hinter einer Plane, die Polizisten als Sichtschutz hochhalten, werden die Toten in die Särge gelegt. Fotos werden gemacht. Jede Leiche bekommt eine Nummer. »Cadavere #13«, schreiben sie in die Akte der Frau in Schwarz.

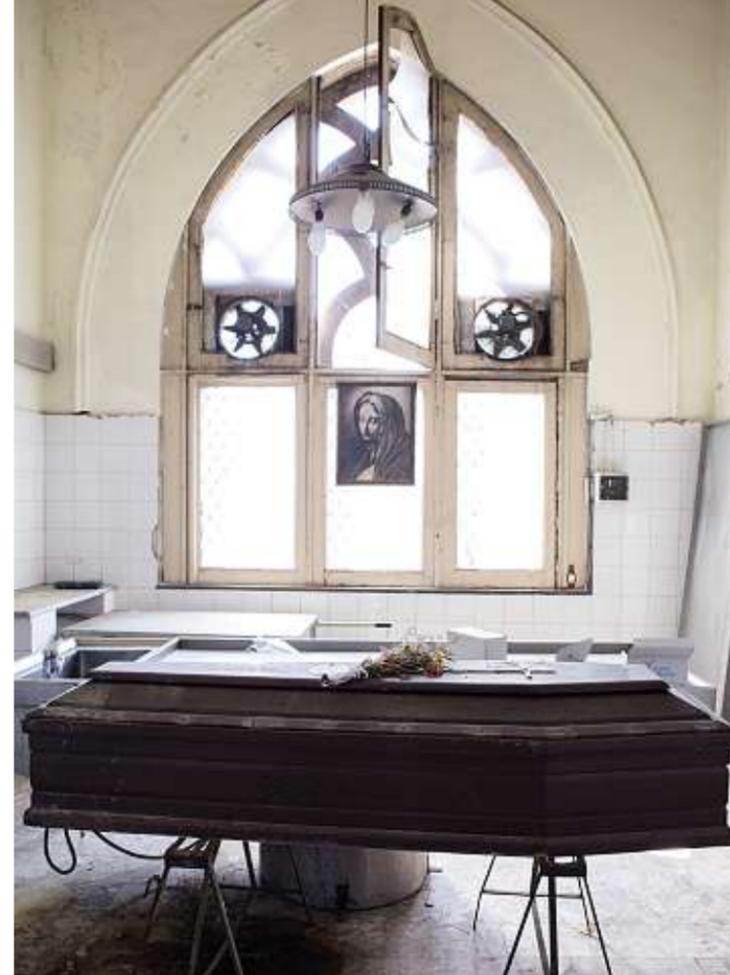
Die Toten ohne Namen landen zwei Tage später auf dem Schreibtisch des Polizisten Angelo Milazzo in der benachbarten Stadt Siracusa. Vierzehn Männer, sechs Frauen und vier Kinder. Ohne Identität. Milazzo soll sie ihnen zurückgeben.

Milazzo ist bei der Polizei von Siracusa Experte für Flüchtlingsfragen. Er ist Mitglied einer Einheit, die gegen Schleuser ermittelt. Wie gefährlich die Flucht über das Meer ist, weiß er genau. In den vergangenen drei Jahren starben

mehr als zehntausend Flüchtlinge beim Versuch, Europa über das Wasser zu erreichen. Die gefährlichste Fluchtroute ist die »Central Med« von Libyen nach Lampedusa und Sizilien. 85 Prozent aller Ertrunkenen werden hier geborgen, auf einer Strecke, ungefähr so lang wie die Entfernung von München nach Köln.

Die meisten, die bei der Überfahrt sterben, können nicht identifiziert werden. Sie werden zu Zahlen in einer Statistik, die ihren Schrecken aus der Masse, nicht den Schicksalen zieht. Im Rest Europas verschwinden die Toten in den Kurzmeldungen, werden zu Variablen einer Krisenkalkulation. In Sizilien ist die Katastrophe nah. Angelo Milazzo ist einer von denen, die sich ihr stellen, die versuchen, die Menschen hinter den Zahlen wiederzufinden.

Von seinem Büro aus kann Milazzo das Meer nicht sehen. Der Palazzo di Giustizia von Siracusa liegt hinter ei-



Auf dem Friedhof von Catania, hier die Aussegnungshalle, liegen mehr als 100 Geflüchtete begraben. In Palermo versuchen Gerichtsmediziner anhand von Knochenuntersuchungen, das Alter der Toten herauszufinden.

nem schweren Eisenzaun im Norden der Stadt, der Blick aus dem Fenster fällt auf Wohnblöcke und verdorrte Grundstücke.

Milazzo ist Hauptkommissar bei der Polizei von Siracusa, ein kompakter Mann mit großem Bauch. Seine Lippen hat der 57-Jährige meist ein wenig zusammengekniffen. Er lächelt selten, als müsse er sich das Glückliche einteilen. Sein Büro im fünften Stock sieht aus, als sei es über die Jahre zugewachsen. Aktenschränke zwängen sich zwischen Schreibtischen, zusammengestellt aus verschiedenen Jahrzehnten. An der Wand hängt ein gerahmtes Poster, das italienische Kriegsschiffe zeigt – die gleichen, die Flüchtlingsboote vor Sizilien bergen. Seine kugelsichere Weste hängt an einem Kleiderbügel in der Ecke, unter einer Plastikhülle, vor längerer Zeit gereinigt und seitdem nicht mehr gebraucht.

Hinter Milazzos Schreibtisch stapeln sich Ordner. Darin lagern die Akten der Opfer vom 24. August 2014. Auch die Akte der Frau in Schwarz liegt in dem Stapel, »Vittimo #13« steht in schwarzem Edding darauf, Opfer 13. Mit ihr beschäftigt Milazzo sich seit mehr als zwei Jahren.

Die Leichen selbst sieht er nie. Stattdessen bekommt er die Fotos, die von der Spurensicherung am Hafen gemacht wurden. Er zeigt die Bilder auf seinem Computer. Langsam, die Augen starr auf den Bildschirm gerichtet, scrollt er sich nach unten, dabei kaut er ein Minzbonbon nach dem anderen. Die Gesichter der Toten sind aufgequollen, viele Bauchdecken durch Hitze und Verwesung geplatzt. Milazzo öffnet den Ordner Nummer 13. Auf den Fotos stehen Menschen in Atemmasken hinter einem dunkel verfärbten Körper, der sich unter schwarzer Kleidung spannt. Dass



ihm die Fotos allein nicht weiterhelfen können, merkt er sofort. Zwei Tage in Leichensäcken auf dem Schiff machen jede Identifizierung unmöglich.

Die Obduktionsberichte liest Milazzo zuerst. Seit Beginn der Flüchtlingskrise arbeiten die Forensiker der Insel im Akkord. Auch Antonella Argo, Gerichtsmedizinerin an der Poliklinik Palermo, obduziert seit einigen Jahren fast nur noch Menschen, die bei der Flucht über das Mittelmeer gestorben sind. Argo steht in einem Labor im Keller der Poliklinik, um sie herum stapeln sich Kartons mit Gewebeproben, in der Ecke steht ein Kühlschrank, auf den jemand mit Filzstift »Migranti« geschrieben hat. Darin: Blut- und Organproben.

Die Toten aus dem Mittelmeer, sagt die Ärztin, hätten alles verändert. In den ersten 22 Jahren ihrer Karriere hat Argo 300 Tote obduziert. Damals, erzählt sie,

habe es pro Jahr ein paar Unfälle oder Morde gegeben. Das schlimmste waren Flugzeugabstürze, außergewöhnliche Umstände. Heute müssen Argo und ihr Team oft so viele Tote obduzieren, dass die Gerichtsmedizin zu klein ist, um alle aufzunehmen. Dann lassen die Forensiker Friedhöfe sperren und arbeiten unter freiem Himmel. Wie viele Leichen sie seit 2011 untersucht hat, weiß Argo nicht auf Anhieb. Sie rechnet im Kopf nach, dann lacht sie müde. »Werden wohl so 200 gewesen sein.« Ihre Assistentin Antonetta Lanzarone hatte in dieser Zeit ebensoviele Tote auf dem Tisch. Die Katastrophe ist Alltag geworden.

Es geht den Ärzten sowohl darum, die Todesursache festzustellen, als auch darum, die Identität der Toten herauszufinden. Die Todesursachen sind meistens gleich: ertrunken, erstickt, erdrückt. Die Identität: meist unbekannt.

Antonella Argo zeigt auf einen Tisch in dem niedrigen Kellerraum. Auf ihm liegen in einer Aluschale nummerierte Plastiktütchen. In ihnen menschliche Knochen, je ein Handgelenk und ein Stück vom Oberschenkelknochen. 52 Tüten für 52 Tote. »Die müssen wir alle noch auf ihr Alter testen«, sagt Argo. Ob es am Ende helfen wird, herauszufinden, wer die Menschen waren, weiß sie nicht. »Wir sammeln so viele Informationen wie möglich.«

Für eine Identifizierung müssen die nach dem Tod gewonnenen Informationen mit Proben verglichen werden, die aus dem Leben der Toten stammen. Wenn Menschen beim Absturz eines Linienflugzeugs sterben, lassen sich Verwandte über Passagierlisten ausfindig machen. Die werden für einen DNA-Test eingeladen oder schicken Proben ihrer Angehörigen. Zahnbürsten oder Haarlocken zum Beispiel.

Flüchtlingsboote haben keine Passagierlisten. Außerdem kommen viele der Toten aus Ländern, in denen man nicht einfach Verwandte anrufen kann. Im vergangenen Jahr wollten Forensiker die Toten eines Schiffsunglücks vor Lampedusa 2013 identifizieren, mehr als 350 Menschen starben damals. Die Ärzte baten die Verwandten vermisster Flüchtlinge, nach Italien zu kommen. Rund siebzig kamen – aus Frankreich, Deutschland, der Schweiz, sie konnten 28 Opfern einen Namen geben. Aus Syrien oder Eritrea kam niemand.

Vier Tage nach der Havarie, bei der die Frau in Schwarz ums Leben kam, besucht Milazzo die Überlebenden im Auffanglager. 352 Menschen konnte die Marine aus dem Wasser retten, sie kommen aus 13 verschiedenen Ländern, unter anderem Syrien und Eritrea. Vielleicht hat jemand die Toten gekannt?

Milazzo liest die Steckbriefe vor, die die Gerichtsmedizin ausgefüllt hat. Größe, Alter, Kleidungsstücke, Narben. Dolmetscher übersetzen, Milazzo spricht nur Italienisch. Drei Stunden dauert es, bis er alle Steckbriefe vorgelesen hat. Doch viel Erfolg hat er nicht. Viele der Geretteten sind schon weitergezogen, haben sich auf den Weg nach Nordeuropa gemacht. Am Ende kann Milazzo nur drei der 24 Toten identifizieren.

Wenige Tage nach der Obduktion findet im Krankenhaus eine Trauerfeier statt. Priester, Imam, einige Polizisten und Journalisten. Nur wenige Minuten dauert die Andacht, dann werden die Toten auf Friedhöfen der Umgebung begraben, je nachdem, wo gerade Platz ist.

Die Ankunft der Flüchtlinge verändert die Ordnung auf den Friedhöfen Siziliens. Der Friedhof des nahe gelegenen Catania ist so groß wie ein

Stadtviertel. An breiten, geteerten Wegen reihen sich blumenüberschüttete Gräber, darüber wachen Heiligenstatuen. Wer es sich leisten kann, baut seiner Familie hier ein Mausoleum, so groß wie ein kleines Einfamilienhaus. Mitarbeiter von Unternehmen werden in firmeneigenen Gräbern beerdigt, Gebäude wie Wohnblöcke, über deren Eingängen die Namen der ehemaligen Arbeitgeber stehen.

Die Flüchtlingsgräber liegen am hintersten Ende des Geländes, auf einer sonnenverbrannten Wiese hinter den Firmenmausoleen. In langen Reihen ragen Grabhügel aus der Erde, daneben Äste und Zweige von Bäumen und Sträuchern. Auf einigen der Hügel wuchert Unkraut, andere scheinen erst vor kurzem aufgehäuft zu sein. In den meisten, das zeigen kleine Messingschilder, liegen drei Säрге übereinander. Insgesamt sind über hundert Flüchtlinge in

Catania begraben. Einen Grabstein mit Namen hat nur eine der Toten. Alle anderen sind Nummern – PM 3900 06, PM 3900 07, CT 24, CT 23, CT 22. Was sie bedeuten, weiß der Friedhofsarbeiter nicht, der am Rand der Wiese steht. Die Schilder seien von der Stadt geliefert worden, er habe sie lediglich in die Erde gesteckt. Ob jemand die Gräber besuche? Bisher seien nur Journalisten gekommen.

Wer in diesem Sommer durch sizilianische Städte geht, bekommt vom großen Sterben vor der Küste nichts mit. Die Anonymität steht im Kontrast zur öffentlichen Trauer, mit der man sonst auf Sizilien der Toten gedenkt. Wenn ein Sizilianer stirbt, geht das alle etwas an. An einem Haus in Catania, in dem vor kurzem ein junger Mann verstorben ist, haben seine Verwandten ein Banner von der Größe eines Bettlakens angebracht. Lasergedruckt lächelt

Antonetta Lanzarone ist Assistenzärztin am gerichtsmedizinischen Institut von Palermo. In den letzten fünf Jahren hat sie mehr als 200 tote Geflüchtete obduziert.



Die Forensiker nehmen Gewebeproben, in den Laboren stapeln sich die Objektträger. Auf dem Friedhof von Catania kennzeichnen nummerierte Metallschilder die Flüchtlingsgräber.



der Verstorbene in die Straße, in der er früher lebte. Immer wieder kommt man an den »annunci funebri« vorbei, Anschlagtafeln mit den Todesanzeigen der Gemeinde. Foto, Name, Sterbedatum, und das ewige Licht leuchte ihnen. Darunter stehen die Namen der Trauernden: Eltern, Geschwister, Kinder. Zur Beerdigung kommen auf Sizilien selbst entfernte Bekannte. Trauern ist Gemeinschaftsdienst.

Es kommen immer neue Menschen an, ständig gibt es neue Fälle für die Anti-Schleuser-Einheit. Anfangs arbeitet Milazzo in Vollzeit an der Identifizierung seiner Toten – doch nur für wenige Tage. Dann wird er abgezogen. Doch Milazzo lässt das Schicksal der Menschen nicht los. Er arbeitet weiter, nach Feierabend. Manchmal schläft er nachts nur eine Stunde.

Er findet heraus, dass auch die Marine Fotos gemacht hat, gleich nach der Bergung der Ertunkenen. Er öffnet einen anderen Ordner auf seinem Computer, beginnt wieder, durch Bilder zu scrollen. Diesmal sind die Gesichter der Menschen bleich, umrahmt vom Grün der Leichensäcke. Milazzo biegt eine Büroklammer zwischen seinen Fingern. Auf einem Foto blickt eine Frau mit weit aufgerissenen, leeren Augen in die Kamera. Sie hat Schaum vor dem Mund, der Sack fällt um ihr Gesicht wie ein Kopftuch.

Er biegt das Ende der Klammer nach oben, dreht sie zwischen seinen Fingern. Ein anderes zeigt einen Leichensack, in dem zwei Menschen liegen: Ein Mann, ausgestreckt, auf seiner Schulter ein Baby. Milazzo biegt die Klammer wieder nach unten. Die Fotos der Marine erinnern an Heiligenbilder, die man in Sizilien überall am Straßenrand sieht: Madonna im Gebet, Christophorus mit dem Jesuskind auf der Schulter. Nur kurz zeigt Milazzo die Fotos. »Man darf nicht im Bild drinbleiben«, sagt er. Die Büroklammer bleibt verbogen auf dem Tisch liegen.

Er selbst sieht sich die Toten fast täglich an. Er durchsucht das Internet nach Vermisstenanzeigen, beobachtet Facebook-Feeds und Nachrichtenseiten aus Syrien, Libyen und Tunesien. Auf

einer syrischen Internetseite findet er eine Liste mit 109 Vermissten. Er schickt Fragebögen an Menschen, die suchen und erhält 170 Antworten, mit Bildern und Namen. Er lässt sich von der Polizei die Handys der Toten geben. Manche Speicherkarten hat das Meerwasser nicht zerstört. Milazzo durchsucht sie und findet, was man auf Handys immer findet: Fotos.

Er öffnet einen Ordner auf seinem Desktop. Auch die Frau in Schwarz hatte Bilder gemacht und sie auf ihrem Nokia gespeichert. Das erste zeigt sie in einem Wohnzimmer. Unter einem roten Kopftuch schaut sie schräg nach oben in die Kamera, Selfiepose, ernster Blick. Ein anderes zeigt sie inmitten einer Gruppe von Freunden, fünf Frauen mit Kopftüchern und drei Männer lächeln den Fotografen an. Milazzo untersucht die Fotos auf Hinweise, vergleicht sie mit den Bildern, die ihm die Marine gegeben hat.

Er liest die Sim-Karten der Handys aus und ruft die zuletzt gewählten Nummern an. Auf Listen hat er zusammengefasst, was dabei herauskam – erreicht, belegt, Leitung tot. Die Liste der Toten #13 füllt mehr als eine Seite.

Er erstellt ein Facebook-Profil, mit dem hellblauen Boot als Coverfoto. Dort stellt er Ausschnitte von Fotos online, Details wie Kleidungsstücke und Schmuck. Er lernt einige Brocken Arabisch, um nach den Vermissten fragen zu können: Wer kennt jemanden mit einer Narbe am rechten Arm oder an der rechten Schulter? Wer kennt die Person, die dieses grün gestreifte Shirt trug? Bitte per Privatnachricht kontaktieren. Mehr als fünfhundert Menschen folgen der Seite.

Seinen Abschlussbericht schreibt Angelo Milazzo im November 2015. Er hat mehr als dreitausend Überstunden gemacht. Ob es sich gelohnt hat? Er lächelt, zum ersten Mal an diesem Tag, nimmt sein Handy aus der Tasche und wischt durch einen Whatsapp-Chat. Bilder von bunten Blumen reihen sich aneinander. Jede Woche bekomme er die, von einem syrischen Anwalt, dem Bruder eines der Toten, die er identifiziert hat. Darunter steht, auf Arabisch: Danke.

Eigentlich aber sei es bei seiner Arbeit um mehr gegangen. »Die Namen zu suchen, ist ein Akt der Menschlichkeit«, sagt er.

Ohne die Gewissheit, was aus ihren Verwandten geworden ist, können die Familien in den Heimatländern nicht um sie trauern. Frauen brauchen den Totenschein ihres Mannes, um wieder heiraten zu dürfen. Milazzo nennt die fehlende Identität der Toten »Limbus«. Dante Alighieri benutzt das Wort in der »Göttlichen Komödie« als Namen für die Vorhölle, den Ort für die Seelen, die weder im Himmel noch in der Unterwelt ihren Platz finden. Der erste Kreis der Hölle ist die Ungewissheit.

Was Milazzo nicht sagt: Wenn er vom »Limbus« spricht, meint er auch seine eigene Ungewissheit.

Am Ende hatte er 21 der 24 Toten zweifelsfrei identifiziert. 19 von ihnen kommen aus Syrien, je einer aus Marokko und Ägypten. Auf ihren Ordnern stehen heute Namen, bei zwei weiteren wartet er nur noch auf den DNS-Vergleich.

Wer die Frau in Schwarz ist, weiß er immer noch nicht. Auf ihrer Akte, immer noch: »Vittimo #13«. Dabei hatte er schon ganz zu Anfang eine Spur. Auf dem Gruppenfoto mit den lächelnden Frauen erkannte Milazzo die Eritreerin, die am Tag, als das Schiff mit den Toten am Hafen von Augusta anlegte, verzweifelt nach ihrer Schwester gesucht hatte. Ihren Namen kennt er nicht, nur ihre Nummer: »Überlebende 224«.

Als er versuchte, sie im Auffanglager zu treffen, war sie verschwunden. »Wohl nach Norden weitergezogen«, sagte man ihm. Auf dem Nokia von #13 fand er auch eine deutsche Nummer. Milazzo rief an. Kurzes Tuten, dann: »Die gewählte Rufnummer ist nicht vergeben«.

Wenige Wochen, nachdem Angelo Milazzo seine Geschichte erzählt hat, landet ein Schiff im Hafen von Siracusa. An Bord sind sieben Tote. Es ist der 8. September 2016. Seit Milazzo vor neun Monaten seinen Abschlussbericht geschrieben hat, sind mehr als 3000 Menschen im Mittelmeer gestorben. Die meisten von ihnen sind nicht identifiziert.

ANDREAS MURKUDIS



Collections

Aspesi, Barena, Boglioli, Céline, Christophe Delcourt, Common Projects, CristaSeya, Dries Van Noten, E15, Felisi, Giorgio Brato, Isaac Reina, Issey Miyake, Kolor, Kostas Murkudis, Leica, Ludwig Reiter, Lutz Huelle, Mackintosh, Maison Margiela, Marni, Marsèll, Michael Anastassiades, Mykita, Neri, Nina Ricci, Nymphenburg Porzellan, Officine Generale, Oyuna, Roberto Collina, Rosa Maria, Samuel Gassmann, Saskia Diez, Society, Sofie D'Hoore, Stephanie Schneider, Susanne Kaufmann, The Row, Tonello, Truzzi, Ujoh, Und Gretel, Venini, Werkstatt München, Yohji Yamamoto

Potsdamer Straße 81, 10785 Berlin
Mo - Sa 10 - 20 Uhr

+ 49 30 680 798 306
www.andreamurkudis.com

»Ich wäre gerne uncool und unironisch. So wie Peter Altmaier«

Dieser Mann ist der Klassensprecher der Politik – langweilig, aber er verändert die Welt zum Guten. Fabian Federl findet: das perfekte Idol

Text Fabian Federl
Illustration Uli Knörzer



Foto: Hendrik Lehmann

Vor zwei Jahren, auf den Stufen der Volksbühne: Wir waren noch ganz beflügelt vom Widerstandsgeist der Vorstellung, tranken Spätbier und stritten über die eben gehörten Thesen. Über die Entflechtung von Freiheit und Liberalismus, dem »unüberschreitbaren Horizont unserer Zeit«. Kleiner hatten wir's nicht. In barocker Weltbeschimpfung probten wir die Dissidenz, planten die ganz große Rebellion. Dann zogen wir uns die Mäntelkragen in den Nacken und gingen durch die Herbstkälte nach Hause – wir hatten alles durchschaut. Seit jenem revolutionären Abend trat eine Freundin in die SPD ein und besuchte kein einziges Treffen. Eine andere vergaß auf dem Weg in den Schweden-Urlaub ihre Wahlunterlagen zu Hause. Und ich habe mir von drei verschiedenen Parteien Beitrittsformulare zuschicken lassen. Und dann versehentlich mit alten Zeitungen ins Altpapier geworfen.

Und immer, wenn wir wieder darüber sprachen, verteidigten wir nicht unsere Faulheit oder rechtfertigten sie, sondern wir entfernten uns ironisch davon. Wir seien halt jene »Kellerbewohner«, wie Hillary Clinton alle nach 1980 Geborenen nannte. Als »narzisstisch, verschwenderisch und gierig« charakterisierten uns Sozialforscher. Unsere politischen Ansichten »ergeben keinen Sinn«, schreiben Magazine. In Zeiten, in denen eine gruselige »schweigende Mehrheit« ihre Herrschaftsansprüche geltend macht, Länder spaltet und pöbelnde Präsidenten wählt, beschweren wir uns, dass die Alten uns Jungen die Welt kaputtmachen. Anstatt wirklich wählen zu gehen.

Diese gefühlte und gespielte Unzuständigkeit ist ein Gewächs jener distanzierten Coolness, die schon immer mit Ironie verwoben war, in nahezu allen Subkulturen der vergangenen Jahrzehnte. Bei Beatniks, Punks, Grungern, Hipstern. Man war cool, wenn man sich selbst und alles andere nicht so ernst nahm,

über den Dingen schwebte. Uncool, das waren die, deren Überzeugung nackt im Raum stand, die das Faktische verwalteten: Klassensprecher, Jungpolitiker, AStA-Kader.

Kein deutscher Politiker verkörpert diesen Typus wie Peter Altmaier. Altmaier ist Deutschlands Klassensprecher. Die helfende Hand der Lehrerin. Er zeigt keine Steinbrück-Gabriel-Mittelfinger. Er wirkt sogar neben seiner Chefin nüchtern.

Altmaier ist 58 Jahre alt, zu seinen Hobbys gehören Bismarck und Antiquitäten. Er ist nicht gut

gekleidet, spricht oft unnatürlich laut. Wenn er seinen Körper auf die Bühne wirft, dauert es nicht lange, da wischt er sich mit einem weißen Stofftaschentuch die Glatze. Der Kanzleramtschef organisiert »praktische Regierungsarbeit möglichst geräuschlos« (»Focus«), er ist »ein wandelnder Vermittlungsausschuss« (»FAZ«). Sein Motto: »Dienst ist Dienst« (»FAZ«).

Peter Altmaier erinnert mich an einen Klassenkameraden, der sich an Diskussionen immer engagiert beteiligte und nach der Stunde mit dem Lehrer noch weiter diskutierte. Nicht, um auf sich aufmerksam zu machen, sondern weil ihn das Thema interessierte. Der Besserwisser, mit einem etwas zu ernsthaften Interesse an der Sache. Und auf dem Schulhof warteten die sozialen Alphas und lachten ihn aus.

Über kaum einen Politiker werden so viele Witze gemacht wie über Peter Altmaier, Übergewicht, Sprachfehler, es ist ja auch einfach. Kürzlich sah ich auf YouTube ein altes Video von Deutschlands Obersatiriker Martin Sonneborn. Für seine – natürlich ironisch betitelte – Sendung »Sonneborn rettet die Welt« traf er sich mit Altmaier in dessen Büro.

Altmaier steht da wartend im Raum herum, als die Kamera reinschwenkt. Sonneborn fordert ihn auf, mit ihm CO₂-Zertifikate zu verbrennen, um so deren Preis in die Höhe zu treiben. Altmaier fragt erst einmal, ob die Zertifikate echt seien. Dann kommentiert er den Preis von CO₂, das Verbrennen verweigert er mit Verweis auf den Brandschutz. Als Zuschauer fühlt man, wie Sonneborn sich viel mehr versprochen hatte, einen Ausrutscher, einen unbedachten Kommentar oder zumindest die Bilder, wie Altmaier in seinem Büro herumkokelt. Aber nichts da. Sonneborns Jetzt-mach-doch-mal-mit-Lächeln versendet sich, prallt ab an Altmaiers höflicher, aber bestimmter Art. Ein Fels der Ernsthaftigkeit, der physischen, rhetorischen, strategischen Unerschütterlichkeit.

Als Peter Altmaier 1993 zum »Generalsekretär der Verwaltungskommission für die soziale Sicherheit der Wanderarbeitnehmer« ernannt wurde, erschien in den USA gerade David Foster Wallaces »E Unibus Pluram«. Darin skizzierte der Autor die Notwendigkeit des »neuen Rebellen« in einer durchironisierten Welt. Einen, der »die kindliche Frechheit besitzt, Eindeutigkeit zuzulassen und umzusetzen«. Der neue Rebell erträgt das Gähnen und die schiefen Blicke. Gelächter prallt an ihm ab, seine Aufgabe wird nicht durch Coolness, Verfremdung und Distanz verwässert. Seine Aufgabe ist seine Aufgabe, Punkt.

Daran will ich mir ein Beispiel nehmen. Die nächste Diskussionsreihe an der Volksbühne heißt »Ordnung und Anarchie«. Wir werden wohl wieder auf den Stufen vor dem Theater sitzen und pompös vor uns hin diskutieren. Diesmal aber werde ich aufstehen, mit dem Feuerzeug gegen die Flasche klopfen, mir Aufmerksamkeit erräuspeln und rufen: »Ich habe mir wieder Beitrittsformulare zuschicken lassen!«

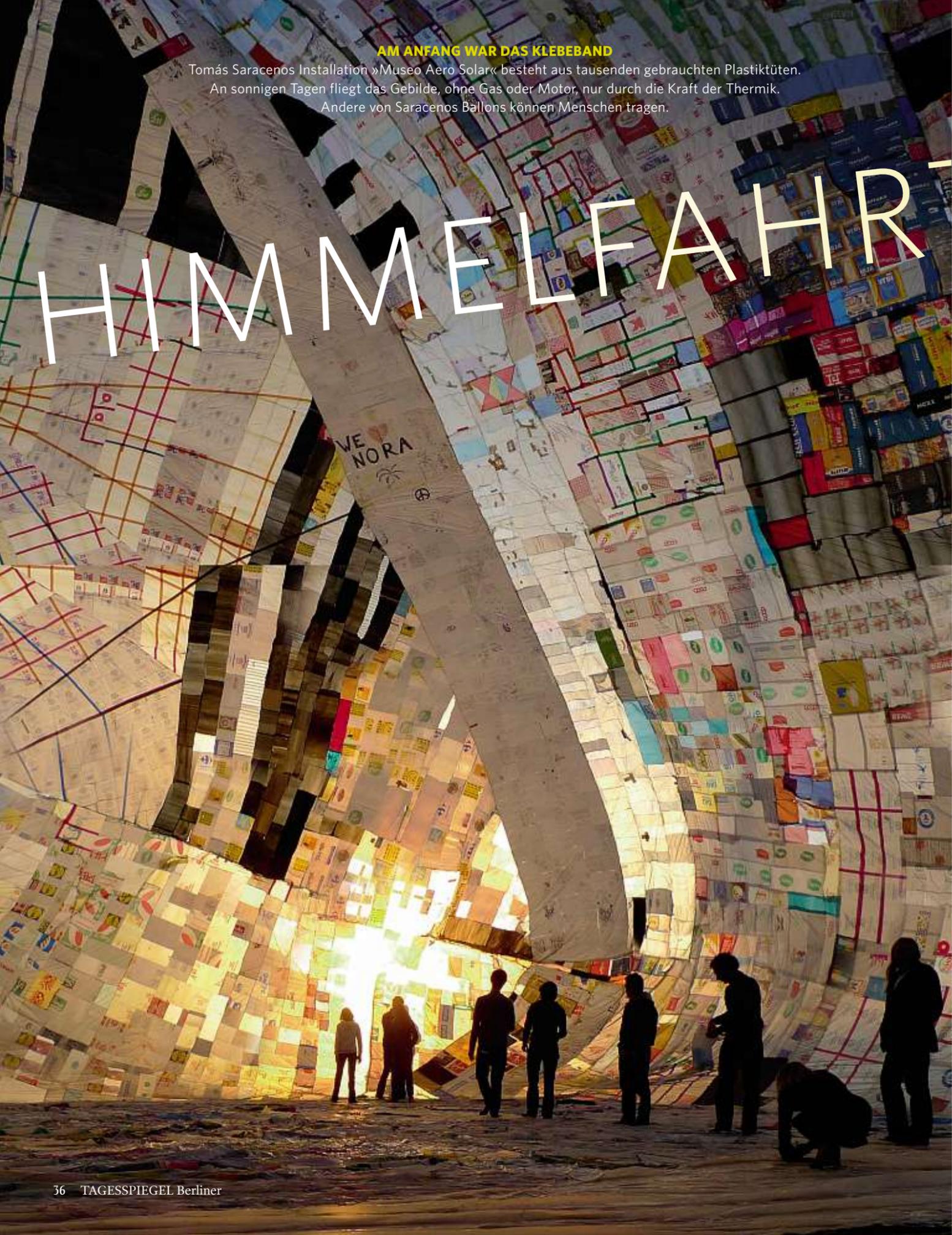


Fabian Federl, geboren 1987 in München, ist freier Journalist und Übersetzer

AM ANFANG WAR DAS KLEBEBAND

Tomás Saracenos Installation »Museo Aero Solar« besteht aus tausenden gebrauchten Plastiktüten. An sonnigen Tagen fliegt das Gebilde, ohne Gas oder Motor, nur durch die Kraft der Thermik. Andere von Saracenos Ballons können Menschen tragen.

HIMMELFAHRT



TSKOMMANDO



Tomás Saraceno ist einer der wichtigsten Installationskünstler der Welt. In seinem Berliner Atelier Skulpturen bauen? Reicht ihm nicht. Gemeinsam mit der NASA will er die Menschheit retten

TEXT JAN OBERLÄNDER

WHITE SANDS, NEW MEXICO, 2015

Vorbereitungen für den Flug der Skulptur »D-O AEC«. Mehr als ein Dutzend Menschen schwebten mit ihr in den Himmel – auch der Künstler selbst. Bei der Entwicklung seiner Null-Emission-Ballons hat Tomás Saraceno mit der NASA, der französischen Raumfahrtagentur und dem Massachusetts Institute of Technology zusammengearbeitet.





ES GEHT NICHT NUR UMS FLIEGEN

Es geht darum, den Planeten besser zu verstehen. Seine Geschwindigkeit, seine Atmosphäre. Nicht allein aus Forscherdrang, sondern um zu lernen, im Einklang mit der Erde zu leben. Saraceno setzt dem vom Menschen dominierten Zeitalter von Raubbau und Verschmutzung das »Aerocene« entgegen – das Zeitalter der Luft.



VIELE HÄNDE, VIELE KÖPFE

Die großen Ballons müssen von Teams in die Luft gebracht werden. Tomás Saraceno kontrolliert das Innere von »D-O AEC« (links unten). Das »Aerocene Explorer«-Set passt – samt Ballon und Sensoren zur Messung von Klimadaten – in einen Rucksack.

Wer genau hinschaut, kann die Aufschriften lesen: Aldi, Rewe, Mediamarkt. In Rechtecke geschnitten und aneinandergeschnitten, ergeben hunderte dieser gebrauchten und weggeworfenen Plastiktüten einen haushohen Ballon, eine Skulptur, ein wissenschaftliches Experiment, wie auch immer man es sehen will.

Das »Museo Aero Solar« des aus Argentinien stammenden, aber in Berlin an der Rummelsburger Bucht arbeitenden Künstlers Tomás Saraceno fliegt. Ohne Motor, ohne Gas, ohne Solarzellen, nur durch die Kraft der Thermik. Es braucht nur ein paar wärmende Sonnenstrahlen, den Rest erledigt der Temperaturunterschied zwischen der Luft innerhalb und außerhalb der Plastiksicht.

2007 ist die erste Inkarnation des »Museo Aero Solar« in Mailand in die Luft gestiegen. An mehr als 20 Orten hat Saraceno seitdem gemeinsam mit lokalen Freiwilligen den Ballon erweitert. Recycling ist dabei ein nützlicher Nebeneffekt. Eigentlich geht es Saraceno um etwas anderes, Größeres. Nämlich darum, die Welt zu retten.

In zwei Atelierhäusern und mit rund 40 Mitarbeitern forscht Saraceno schon an der nächsten Stufe des thermischen Fliegens. Für sein neuestes Projekt »Aerocene« hat Saraceno komplexe Ballons entwickelt, aus schwerem, schwarzem Ripstopnylon oder transparenten Kunststoffen. Größere Modelle, das beweisen die Fotos von den Testflügen, können sogar Menschen tragen. Auch Saraceno ließ sich nach oben tragen, 2015 in der Wüste von New Mexico. Das Fluggerät war am Boden festgebunden, aus Sicherheitsgründen durften die Passagiere nur fünf Meter hoch aufsteigen.

Aber die Skulpturen können auch Strecke machen. Im August schwebte einer von Saracenos Ballons von Berlin in acht Stunden bis ins nordöstliche Polen, 800 Kilometer weit. Am Tag hebt die Sonne den Ballon in die Höhe, nachts sinkt er ab, wird aber getragen von der Infrarotstrahlung, die die Erdoberfläche abgibt.

Das Fliegen ist kein Selbstzweck und keine ästhetische Spielerei. Saraceno will



verstehen, wie der Planet funktioniert – um richtig auf ihm leben zu können. Dafür arbeitet er mit der NASA zusammen, mit der französischen Raumfahrtagentur CNES, mit dem Massachusetts Institute für Technology.

Genauer müsste man sagen: Die Institute arbeiten mit ihm zusammen. Denn die Null-Emission-Ballons lassen sich hervorragend mit Messgeräten ausstatten, um die längst nicht ausreichend erforschte untere Stratosphäre zu erkunden, die Ozonkonzentration zu überwachen, Luftströmungen zu kartieren.

Das nutzt der Wissenschaft, aber auch Saracenos Mission. »Aerocene« bedeutet »Zeitalter der Luft«. Saraceno will es einläuten, als Gegenentwurf zum vom Menschen dominierten »Anthropocene«, dem Anthropozän.

Umweltverschmutzung, Klimawandel, Kriege um Rohstoffe – all dem setzt Saraceno eine so simple wie herausfordernde Idee entgegen: Nachhaltigkeit. »Wenn meine Skulpturen fliegen«, sagt er, »sind sie nicht so gewalttätig wie zum Beispiel Raketen. Sie treiben in der Luft.«

Sind Sie für Ihre Arbeit zum Ingenieur geworden, Herr Saraceno? Herzliches Lachen: »Im Gegenteil! Das Stichwort heißt »de-engineering«! Wir denken heute doch nur noch mechanisch. Wenn wir unsere Wäsche trocknen wollen, stecken wir sie in eine Maschine, statt sie in die Sonne zu hängen.«

Tomás Saraceno hat in seiner Karriere viele Projekte verfolgt, immer zwischen Kunst, Architektur und Naturwissenschaft. »Aerocene« ist sein umfassendstes. Denn natürlich ist er nicht einfach ein en-

gagierter Bastler oder Öko-Enthusiast. Er hat eine Vision, die weit über das Irdische hinausfliegt.

Am Ende von »Aerocene« steht für Saraceno die Utopie von den »Cloud Cities«, seifenblasenförmigen Städten im Himmel, Rettungsbooten für das sinkende Schiff Erde. Eine Provokation, das weiß er selbst. Luftschlösser. »Aber man kann es auch so sehen: Wenn wir gelernt haben, wie man Wolkenstädte baut, dann haben wir vielleicht gelernt, wie wir auf der Erde leben können. Es ist ja unmöglich, da oben zu existieren, wenn man nicht im Einklang mit dem Planeten ist.«

Viel wichtiger als das utopische Ziel ist die Reise dorthin. Und dass es nicht das Projekt eines einzelnen Künstlers bleibt. »Es wäre arrogant zu denken, dass eine ganze Epoche von einer einzelnen Person geprägt werden könnte«, sagt Saraceno. »Aerocene« sieht sich als Community, es gibt eine Website für Ankündigungen, eine Facebook-Seite, über die sich Fans organisieren – um vielleicht irgendwann selbst über der Erde zu schweben.

Saracenos neueste Erfindung: der »Aerocene Explorer«. Das als Rucksack transportable Set soll jedem Menschen ermöglichen, eine eigene Skulptur steigen zu lassen, um Messungen vorzunehmen und sie in den gemeinsamen Datenstrom einzuspeisen. An dem Ballon hängt eine Plastikflasche, in die Temperaturfühler eingesetzt werden können, GPS-Tracker, Kameras oder Sensoren für Luftverschmutzung.

Noch gibt es nur ein Dutzend Testversionen, aber gerade im Oktober wurden Hard- und Software des Sets bei offenen Workshops in London weiterentwickelt. Kommendes Jahr sind Flüge in Argentinien, Dänemark, Großbritannien und Deutschland geplant.

Sind Künstler und Hobbyforscher die letzte Hoffnung des Planeten? Zunächst geht es um Austausch, um Kreativität – aber auch um Spaß. »Vielleicht veranstalten die Leute ja irgendwann Ballon-Wettrennen auf den verschiedenen Luftströmungen«, sagt Tomás Saraceno. »Wer weiß, vielleicht gibt es sogar eine Formel 1 mit Ballons!«



BIKINI
BERLIN

Fotos: Tomás Saraceno, Courtesy Gallery Esther Schipper, Berlin; Doris Spiekermann-Klaas

Als Tomás Saraceno, 43, vor einigen Jahren NASA-Ingenieuren erzählte, man könne innerhalb von 24 Stunden aus alten Plastiktüten einen Ballon zusammenkleben, der einen Menschen in die Luft trägt, sagten die: Das geht nicht. Geht aber.

DIE KUNST DES SCHENKENS

DIE BESTEN GESCHENKE UND DIE SCHÖNSTE
EINPACKSTATION DER STADT IM BIKINI BERLIN

WIE NEUGEBOREN

Berlin ist heute Sehnsuchtsort für junge Schwule weltweit. Der in Teheran geborene, in New York aufgewachsene und heute in Berlin lebende Fotograf ASHKAN SAHIHI hat für seine Serie »Beautiful Berlin Boys« junge Männer porträtiert, die erst hier zu sich selbst gefunden haben.

Ein fotografisches Plädoyer für Freiheit und Offenheit,
für Zugehörigkeit und Toleranz

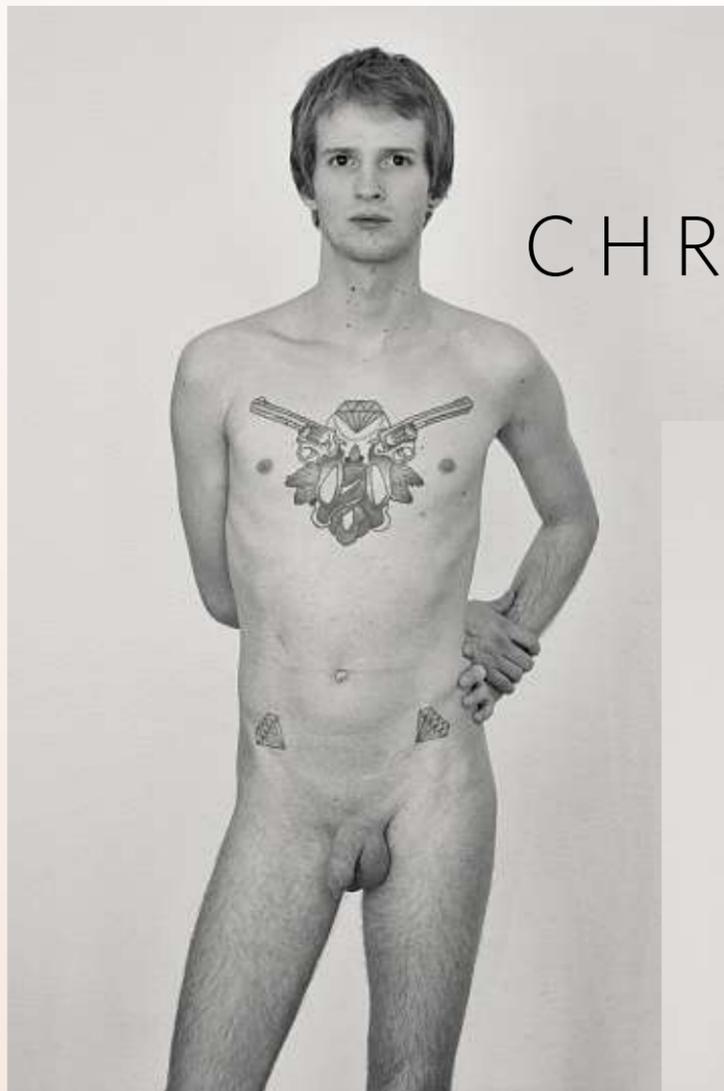
Protokolle: Daniel Erk (3), Jan Oberländer



OLIVER

»Ich stamme aus einem 1500-Seelen-Dorf in Schwaben, nicht weit von Ravensburg. Alles war klein und sehr katholisch und es gab niemanden, der für mich als jungen Schwulen ein Vorbild gewesen wäre. Dieses Leben fand ich sehr schwer zu akzeptieren. Meine Oma wusste schon, als ich klein war: Der zieht mal weg, der kommt nicht wieder. Als ich vor neun Jahren nach Berlin kam, war mir selbst gar nicht klar, dass ich nach einem Ort suche, an dem ich dazugehöre. Ich wollte nur weg aus dem Dorf. Eigentlich war Berlin eine zufällige Wahl, einfach weil ich hier einen Studienplatz

bekommen habe. Erst als ich dann zwischenzeitlich nach Hamburg gezogen bin, habe ich gemerkt, wie sehr mir die Stadt fehlt. Es ist die Freiheit. Es gibt eine Art Berliner Gleichgültigkeit, die sehr angenehm ist – weil in ihr eine große Gleichwertigkeit steckt. Hier ist es im Grunde egal, wie du bist. Jeder darf so sein, wie er will. Das Vielfältige ist das Normale, das finde ich sehr angenehm. Die Menschen sind hier meistens respektvoll, ohne dass ich das Gefühl habe, dass sich alle die ganze Zeit beweisen müssen, wie tolerant sie sind.«



CHRISTIAN

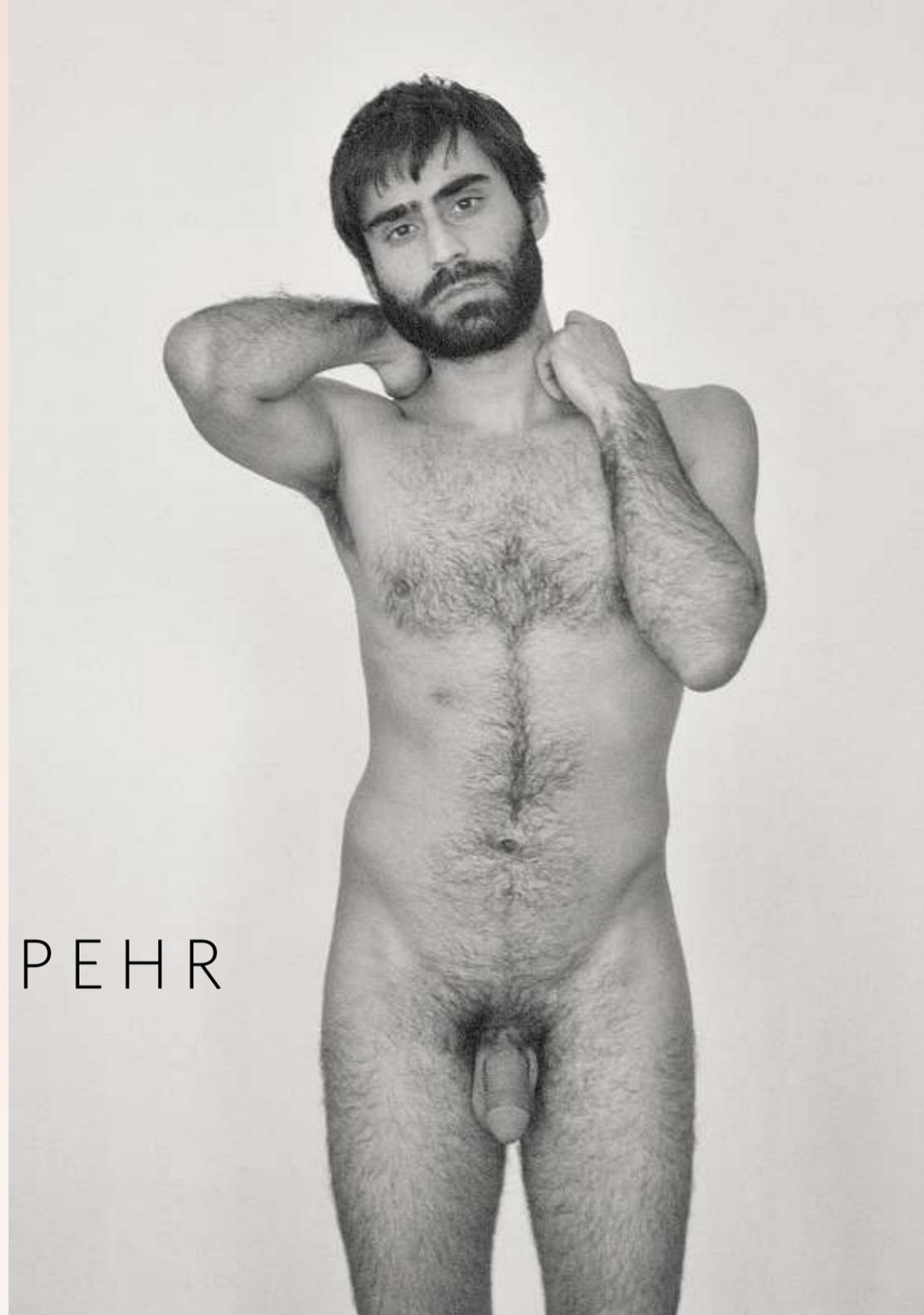


RODRIGO

»Ich hatte Fernweh nach Berlin, obwohl ich noch nie hier war, schon mit 13. Eine Schulfreundin war oft hier, sie hat mir immer Postkarten geschrieben. Als ich dann das erste Mal am Hauptbahnhof stand, musste ich erstmal schreien, ich hatte ein 50-Zentimeter-Affengrinsen im Gesicht. Vor fünf Jahren bin ich hergezogen, aus Niedersachsen. Inzwischen bin ich angekommen, aber andere Länder reizen mich auch, New York, Neuseeland. Für meine Jugend ist Berlin toll, aber ich werde hier sicher nicht alt werden.«

»São Paulo, wo ich aufgewachsen bin, ist auch eine Großstadt. Aber dort hat mir bei aller Größe immer gefehlt, mit sehr unterschiedlichen Menschen in Kontakt zu kommen. Mein Umfeld war relativ homogen und ich habe immer gespürt, dass das nicht alles ist. Homosexualität war dort immer ein blödes Klischee, deshalb hatte ich dort keine Vorbilder und keine Unterstützung, um mich outen zu können. Ich war von Anfang an von Berlin fasziniert, weil die Menschen hier so unterschiedlich sind und doch miteinander leben. Hier kann ich sein und mich ausdrücken, wie ich möchte. Ich kann mit meinem Freund Händchen halten. Seit ich in Berlin lebe, habe ich das Gefühl, dass ich mich selbst erforschen und mich von den Erwartungen meines Umfeldes lösen kann.«

Ashkan Sahihi
BEAUTIFUL BERLIN BOYS
Bildband, 48 Seiten, 35 Euro,
erschieden im Kehrer Verlag.
Ausstellung in der Kehrer Galerie,
Potsdamer Straße 100,
3. Dez. 2016 bis 28. Jan. 2017



SEPEHR

»Ich habe Teheran, die Stadt, in der ich geboren und aufgewachsen bin, immer geliebt. Trotzdem wollte ich immer weg, spätestens als ich mit der Universität Probleme wegen meines politischen Engagements und meiner Homosexualität bekommen habe. Die Liebe zu Teheran war sofort vorbei, als ich nach Berlin kam. Heute denke ich, dass ich im Iran eigentlich bloß zur Welt gekommen bin, Wurzeln habe ich da keine mehr. Es ist, als wäre ich in Berlin neu geboren worden. Dabei war der Beginn in Deutschland schwer. Ich musste ein Jahr in einem Dorf in Sachsen verbringen, in dem

ich überhaupt kein Leben hatte, bevor ich meinen Freund geheiratet habe und nach Berlin gekommen bin. Ich war fasziniert, wie schwul die Stadt ist. Natürlich habe ich auch mal gehört, dass jemand »Schwuchtel« gerufen hat, aber was soll's. Ich kann mir mittlerweile gar nicht mehr vorstellen, irgendwo anders zu wohnen. Selbst wenn ich beruflich nur für einen Tag wegfare, freue ich mich zurückzukommen. In Berlin bin ich frei. Das Größte ist, an einem Sommertag mit dem Fahrrad durch die Stadt zu fahren. Dieses Gefühl. Das wäre in Teheran aus so vielen Gründen gar nicht möglich.«

»Ich bin eine Scheibe Salami



zwischen zwei Energien«

Vor ihm das Orchester und im Rücken das Publikum: Der Dirigent **Antonello Manacorda** fühlt sich oft ziemlich durchgerüttelt. Ein Gespräch über Aerobic am Pult, die Aktualität alter Werke und Furtwängler auf Youtube

Interview Frederik Hanssen & Jan Oberländer

Herr Manacorda, wenn Sie eine Partitur zum ersten Mal lesen – wie klingt die für Sie?

Stellen Sie sich vor, hier liegt ein iPhone, auf dem ein Radioprogramm läuft – und auf dem iPhone liegt ein Kissen. Ich höre einen gedämpften Klang von dem, was ich lese. So, wie ich gerade, während wir sprechen, ein Quintett aus dem »Barbier von Sevilla« im Kopf habe. Es gibt immer einen Soundtrack in meinem Leben.

Und auf Ihrem Telefon?

Ich höre nie Musik. Manche Leute machen das abends nach der Arbeit, zur Entspannung. Für mich wäre es das Gegenteil. Es wäre nur zusätzliche Information, irgendwann explodiere ich.

Aber wenn Sie neue Stücke proben wollen, ein Programm zusammenstellen, müssen Sie die Musik doch vorher anhören.

Was ich meistens mache, ist auf Youtube recherchieren, checken, wie ist dieses Stück, okay, so. Mal hier Reinhören, mal da. Und dann besorge ich mir die Partitur. Die ist mir wichtiger, als jemand anderem zuzuhören.

Das Notenblatt ist lebendiger als das Internet-Video?

Die Partitur klingt! Es gibt Leute, die fragen, ob ich ein Klavier zu Hause habe. Ich habe kein Klavier. Ich lerne vom Blatt.

Und das Orchester spielt unterm Kissen in Ihrem Kopf.

Ja! Man lernt, viele Stimmen zusammen zu lesen. Nicht alles hört man sofort. Man studiert eine Partitur ja für eine gewisse Zeit, drei Tage oder drei Monate. Klar, manchmal muss ich kurz eine Aufnahme anhören. Ich denke: Dieses Allegro verstehe ich nicht, was ist das für ein Tempo? Mal sehen, was Furtwängler da gemacht hat – als ob ich ins Lexikon schaue.

Und das hilft?

Es gibt nicht die eine richtige Lösung. Als Dirigent lernt man lebenslang. Ich habe immer das Gefühl, dass alles, was ich mache, eine große Suche ist. Und ich weiß, dass ich auf meine Fragen nie eine Antwort bekommen werde. Das ist unheimlich wichtig, denn sobald ich eine

Antwort habe, bin ich tot, musikalisch, künstlerisch. Je mehr man über ein Stück weiß, je mehr man liest, desto breiter werden die Interpretationsmöglichkeiten.

Wie lassen Sie jahrhundertealte Partituren heute klingen?

Interessante Frage. Ich verstehe immer nicht, wenn Leute sagen: »Popmusik, Elektro, toll! Warum macht ihr so alte Musik?« Sie ist nicht alt! Sie ist ganz modern, in dem Moment, in dem sie aufgeführt wird. Man schaut einen Van-Dyck-Altar aus dem 17. Jahrhundert an und ist betroffen. Weil dieser Versuch, das Leben zu beschreiben, genauso mein Leben beschreibt. Warum spielt man heute noch die »Hochzeit des Figaro«, warum »Hamlet«? Das sind Meisterwerke, die den Kern des Seins betreffen. Wenn ein Kunstwerk nicht aktuell ist, ist es kein Meisterwerk, so einfach ist das. Warum liest man immer noch Goethe?

Heute sieht man doch höchstens im Berliner Ensemble noch den »Faust« aus dem Textbuch. Bei »Eroica« sagt niemand: Dritter Satz gestrichen, außerdem nehme ich die Hörner raus. Theater hat diese Freiheit.

Nein, es nimmt sich die Freiheit. Wir Musiker haben einen großen Respekt vor dem Text, vor den Noten. Der Komponist steht ganz oben, und wir sind hier unten. Ich gehe sehr viel in die Oper, sehr viel ins Theater. Und oft frage ich mich: Waaas? Schön, eure Freiheit. Aber manchmal ist sie ein Paravento, hinter dem ihr euch versteckt. Diese Szene ist zu lang? Zack, weg.

Was finden Sie am schwierigsten an der Notendarbeit?

Zu entscheiden, was ich eigentlich zeigen will. Und was ich zeigen muss. Denn die Musiker brauchen manchmal einen Einsatz, wenn vielleicht die letzte Tuba nicht die zweite Geige hört. Ich höre alles – und kann sagen: jetzt! Es ist sehr wichtig zu unterscheiden, wann man Musik dirigiert – und wann man Musiker dirigiert.

Sie waren selbst früher Geiger.

Ja, Claudio Abbado lud mich 1994 als Konzertmeister ins Gustav-Mahler-Jugendorchester ein...

... als erste Geige, die wichtigste Orchesterposition nach dem Dirigenten. Es ist sehr selten, seine Karriere so zu beginnen.

Und ich habe zuerst Nein gesagt! Ich wollte Urlaub machen. Ganz doof von mir. Glücklicherweise hatte ich gute Leute um mich, die mir gesagt haben: Bist du verrückt, Abbado hat dich gerade gefragt, ob du Konzertmeister werden willst, und du sagst Nein? Ich wusste einfach nicht, was das bedeutet.

Haben Sie die Proben damals anders wahrgenommen als heute als Dirigent?

Als Konzertmeister hat man ja auch eine Leitungsfunktion, ich war immer interessiert an der Führung des Gesamten. Ich hatte neben meiner Stimme immer auch die Partitur dabei. Als Dirigent ist es eine große Hilfe, im Orchester gewesen zu sein, man hat den Insiderblick, ein Gefühl dafür, wenn die Konzentration nicht mehr da ist. Wenn man probt, geht es viel mehr um Psychologie, Diplomatie, Organisation als um Musik. Man denkt, ein Dirigent ist eine mystische Figur, die da oben steht und aus seiner Macht etwas schöpft. Stimmt aber nicht. Die Macht ist in der Partitur, in der Musik. Der Dirigent ist da, um zu helfen.

Sehr bescheiden.

Es ist heute nicht mehr so wie zu Karajans Zeiten. Dirigenten zeigen ihre Menschlichkeit. Vielleicht sind einige noch ein bisschen diktatorisch, aber 80 Prozent sind anders geworden. Ich sage meinem Orchester: Ich bin in der Mitte, aber ich bin nicht höher. Ich bin ein Musiker unter anderen Musikern, ich bin da, um die Partitur zu decodieren, die sowieso schwer zu verstehen ist. Klar, es gibt Hierarchien. Ich bin der, der viele Entscheidungen treffen muss. Aber wichtig ist, dass ich zuhöre und nicht nur sage: Du machst das, du machst das, tschüss.

Wie bereiten Sie eine Partitur vor?

In den Notentext notiere ich nur technische Sachen. Ein Horneinsatz hier, ein Tempowechsel da, ein Auftakt dort. Nicht in verschiedenen Farben, das wäre Malerei. Ich nehme nur Rot, einfach, damit

man es besser sieht. Ich bin mittlerweile 46, bei Bleistift sehe ich keinen Unterschied zur Partitur.

Und dann üben Sie das Stück mit den Musikern zusammen ein?

Orchester können sehr viel alleine machen. Man braucht einen Dirigent nicht die ganze Zeit. Mein Lehrer Jorma Panula in Finnland sagte immer: »Help, don't disturb!«. Er redete sehr wenig, aber wenn da einer stand und unnötig mit dem Stab herumfuchtelte, schnarrte er: »Dirigenten-Solo!« Er meinte: Warum machst du da oben Aerobic?

Sie sagen also den Geigern nicht, wann sie mit dem Bogen auf- und wann abwärts streichen sollen?

Eigentlich vereinbart man das zusammen, Auf- oder Abstrich, Diminuendo oder Crescendo. Es ist doch für mich zu Hause unmöglich zu wissen, was die Musiker in diesem Takt sagen wollen! Andererseits: Man kann so offen sein, wie man will, trotzdem glaube ich dann eben, dieses Sforzato – also ein Akzent auf einem Akkord – ist kein Messer im Fleisch, sondern eher ein Schlag mit einem Stück Holz.

Wie wissen Sie denn am Ende: So wird's gemacht?

Am Ende steht das Konzert. Es ist meine Verantwortung, dann alles zusammenzuführen. Und obwohl ich meine eigene Interpretation habe, passiert eben das Wunder, dass das Sforzato sich heute so ergibt und morgen ganz anders. Auch mit denselben Musikern im selben Saal. Weil die Bässe etwas anderes gegessen haben, weil ich einen Hexenschuss habe oder das Publikum offener ist. Eine »Eroica«-Symphonie fängt an mit zwei simplen Akkorden, Bam! Bam! Aber die klingen nie gleich.

Das Publikum beeinflusst den Klang?

Wahnsinnig! Und die Leute wissen das nicht! Es ist aber unglaublich wichtig, dass das Publikum das versteht. Warum sonst gehen sie ins Konzert? Weil sie dann zur Elite gehören? Weil sie zeigen

können, dass sie genug Geld für eine Karte haben? Weil die Eltern schon gegangen sind? Entschuldigung, nein.

Vielleicht lieben sie einfach die Musik – und wissen gar nicht, dass sie dadurch, dass sie Liebe zur Bühne abgeben, das Konzert unterstützen?

Sie können auch Hass abgeben. Oder gar nichts, verschränkte Arme, das ist auch eine Beeinflussung. Musik lebt nur, wenn ein Zuhörer da ist. Es ist ein Dreieck: Komponist, Interpret, Zuhörer. Das Publikum unterschätzt sich sehr oft. Manche Leute gehen nicht ins Konzert, weil sie denken, naja, ich verstehe eh nichts von klassischer Musik. Aber es geht gar nicht darum, dass sie verstehen. Es geht darum, dass sie sich berühren lassen. Dass sie ihre Seele öffnen. Das ist die Magie der Musik. Warum treffen bestimmte Töne zusammen und man fühlt etwas?

Konzertabend. Das Orchester ist da, das Publikum sitzt. Wann spüren Sie, wie das Publikum gestimmt ist?

Sofort. Sobald ich reinkomme und den ersten Applaus höre, merke ich, welche Energie das Publikum hat. Und dann, wenn man einatmet für einen Auftakt. In der Musik ist die Stille ja viel wichtiger als die Töne. Ich brauche den Raum zwischen den Noten, um Tiefe zu bekommen. Wenn ich den Taktstock hebe, fühle ich wirklich, ob der Saal mit mir ist oder nicht. Das ist wie eine Droge. Als Dirigent spürt man diese Energie von hinten, am Rücken. Gleichzeitig hat man so viel Energie von vorne, vom Orchester, man fühlt sich wie ein Sandwich. Ich bin eine Scheibe Salami zwischen zwei Energien.

Wie fühlt sich das körperlich an?

Bei mir ist es so, dass ich als Kind in den Augen meiner Eltern und meiner Lehrer nie genug gemacht habe, nie. Lob war für mich sehr fremd. Darum ist für mich das Allerrührendste, wenn man mir sagt: Das hast du gut gemacht. Ich weine, wenn ich im Fernsehen sehe, wie jemand bei Olympia eine Medaille bekommt. Oder jemand gewinnt einen Oscar und hält seine Dankesrede. Wenn ich im Konzert diese gute

Energie von hinten spüre, rührt mich das im Tiefsten. Denn diese Energie ist auch ein Dankeschön, sie bedeutet: Wir sind dabei, wir verstehen, wir fühlen etwas. Deswegen ist dieser Job auch so erschöpfend, nicht nur physisch, sondern auch psychisch: dieser unglaubliche seelische Prozess, wie eine Welle am Strand, vorne, hinten, vorne, hinten, man ist immer hin- und hergerissen.

Karajan hat einmal Elektroströme in seinem Körper messen lassen – während er sein Privatflugzeug flog und während er »Tristan und Isolde« dirigierte. Beim Dirigieren waren die Ausschläge deutlich höher.

Natürlich! In Mailand mit meinem ersten Orchester spielten wir einen Beethoven-Zyklus, eine große Sache für einen Dirigenten. Leider war ich krank, Legionellen, 42 Grad Fieber, ich habe 15 Kilo verloren. Die ersten zwei Proben musste ich absagen, weil ich nur kotzte, danach waren noch zehn Tage Zeit für die neun Symphonien. Aber dann auf der Bühne merkte ich: gar nichts. Ich hatte das Gefühl, ich könnte alles schaffen, wie Superman. Davor und danach war ich eine Leiche. Die Musik ist wirklich ein Wunder, für die Zuhörer, aber für uns Musiker auch.

Was ist, wenn die Energie mal nicht fließt?

Es ist wie in einer Beziehung, wenn zwei Leute sich kennen lernen. In diesem Fall dauert die Beziehung mit dem Publikum vielleicht zwei Stunden. Man sagt: Hallo, wie geht's – und sofort fängt es an. Mag ich seine Hände? Finde ich ihre Augen schön? Vielleicht kann ich ihren Geruch nicht leiden? Im Saal können das tausend Sachen sein, zum Beispiel ein zu beweglicher Dirigent. Ich war einmal im Konzert – ich werde keine Namen nennen – und dieses tänzerische Gehabe hat mich total gestört, ich musste dann so machen...

... Sie halten sich die Hand vor die Augen.

Das war dann meine Beziehung mit diesem Typ. Dass ich einfach nicht hinschauen konnte. Nur zuhören.

Antonello Manacorda, 1970 in Turin geboren, ist Künstlerischer Leiter der Kammerakademie Potsdam und Chefdirigent des niederländischen Het Gelders Orkest. In Berlin dirigiert er als nächstes den »Barbier von Sevilla« am 4., 16. und 16. Dezember in der Komischen Oper.



Für Berlinerinnen und Berliner. Weltweit.

Das neue Magazin des Tagesspiegels erscheint unregelmäßig.

Als Tagesspiegel-Abonnent verpassen Sie es nie:

www.tagesspiegel.de/willkommen

Telefon: (030) 290 21 - 555 | leserservice@tagesspiegel.de



Deutsche Serien sind meistens Mist. Der Drehbuchautor Stefan Stuckmann hat für uns fünf gute Ideen entwickelt, an die sich kein Sender heranwagen wird - leider

Text Stefan Stuckmann
Illustration Christoph Kleinstück

DÄMMERUNG

Im Jahr 2018 hört die Erde plötzlich auf, sich zu drehen. Die Sonne teilt von nun an immer die gleichen Erdhälften in Tag und Nacht. Von der Oder ausgehend Richtung Osten bis tief in den Pazifik ist es ununterbrochen greller Tag, nach Westen, quer über Europa und ganz Amerika hinweg, zieht sich der Schatten. In der ewigen Nacht, die immer kälter wird, bricht erst die Energieversorgung zusammen, dann gehen die Nahrungsmittel aus. Auf der Sonnenseite dagegen wird es so heiß, dass Landwirtschaft nicht mehr möglich ist. Es dauert nicht lange, und Staaten brechen auseinander. Die USA und China stürzen in die Anarchie, während Osteuropa von Flüchtlingen überrannt wird.

In dieser dystopischen Drama-serie begleiten wir die deutsche Ärztin Hanna und ihre zwei Kinder

auf ihrem Weg durch eine Welt, in der Geld nichts mehr wert ist, in der keine Gesetze mehr gelten, und in der Selbstlosigkeit schnell zu tödlichem Leichtsinns wird. Zusammen mit anderen Flüchtlingen aus Westeuropa müssen sie sich zum einzigen Ort vorkämpfen, an dem menschliches Leben jetzt noch möglich ist: in den schmalen Streifen am Rand der besonnten Seite der Erde, der sich von Polen über Ungarn bis nach Südafrika zieht. Wer hier ankommt, denkt, er hätte das Schlimmste hinter sich. Und tauscht dann doch nur die eine Hölle gegen eine andere, besser beleuchtete, in der Warlords und die letzten Reste großer Armeen um Land und Ressourcen kämpfen.

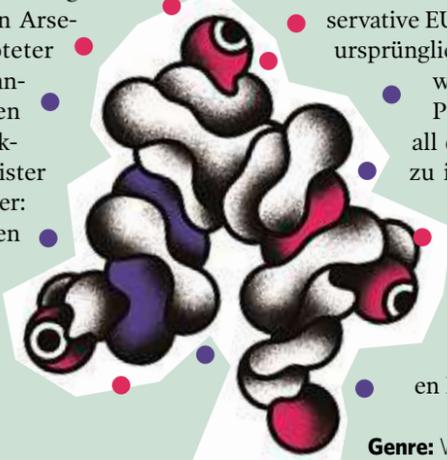
Genre: Postapokalypse-Roadmovie
Diese Serie ist: düster, gewalttätig, prophetisch

ELSA SIEMENS, GEISTERJÄGERIN

Im Berlin der Goldenen Zwanziger kommt es zwischen Jazzclubs, Ballhäusern und den ersten Großkinos immer öfter zu mysteriösen Überfällen: Spaziergänger werden von tot geglaubten Ganoven überfallen, Musikern von grünen Schleimwesen die Instrumente geklaut – und auf der Damentoilette des KaDeWe öffnen sich verschlossene Türen wie von Zauberhand. Die Polizei? Ratlos. Wie so oft in jener noch vom kriegsbedingten Männermangel geprägten Zeit übernehmen Frauen den Job: Elsa Siemens, verstoßene Ur-Ur-Enkelin des berühmten Elektro-Patriarchen, gründet die erste deutsche »Unternehmung zur Beseitigung von Geisterwesen« – zunächst nur als Nebenjob zu ihrer eigentlichen Arbeit als Beleuchterin am Theater.

Zusammen mit drei Freundinnen – der Stummfilm-Stuntfrau Greta, der Varieté-Tänzerin Leonore und der Berufskommunistin Alma – kämpft Elsa fortan im Berliner Nachtleben gegen Gespenster. Im Kampf gegen fliegende Untote hilft den Vieren ein Arsenal selbst zusammengelöteter Ausrüstung, immer am Rande des technisch Möglichen (Glühbirnen! Akkus! Elektro-Mobile!). Doch die Geister sind nicht der einzige Gegner: Den männlichen Vorurteilen darüber, was Frauen gesellschaftlich eigentlich beizutragen haben, ist mit Humor deutlich besser beizukommen als mit Starkstrom.

Genre: Retro-Ghost-Busterinnen-Action
Diese Serie ist: gruselig, skurril, lustig

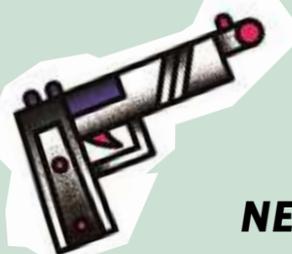


NEU-ATHEN

30 Jahre in der Zukunft leben mehrere tausend Menschen verteilt in Siedlungen auf dem Mond, als die Erdstaaten einander in einem Nuklearkrieg auslöschen. Politisch ist die Welt dieses Science-Fiction-Dramas schon während der 2030er in drei Lager zerfallen, die sich auch in den Weltraumkolonien spiegeln. Die weltwirtschaftlich isolierten USA; China, das in erstarken afrikanischen Staaten neue Verbündete gefunden hat; und eine zusammengeschrumpfte Kern-EU, die gemeinsam mit einer Handvoll liberaler Staaten versucht, mit politischem Idealismus das wettzumachen, was man technisch schon lange nicht mehr zu bieten hat. Konnten die Bewohner der Mondsiedlungen bisher in friedlicher Ignoranz aneinander vorbei arbeiten, geht es jetzt nicht mehr um das eigene Überleben, sondern um die Zukunft der Spezies. Doch vor der Erkenntnis, dass man, wenn überhaupt, nur gemeinsam eine Chance hat, steht für viele die Frage, was auf der Erde überhaupt passiert ist – und wer daran Schuld hat.

Friedrich LaFayette ist der deutsch-französische Kommandant der bereits etwas betagten europäischen Station. Er ist zwar im Generalsrang, aber mit Petrischalen viel besser vertraut als mit Waffen. Ausgerechnet ihm fällt die undankbare Aufgabe zu, am Verhandlungstisch mit Chinesen und Amerikanern eine weitere Eskalation zu verhindern – und zugleich die unübersichtliche Stimmungslage in der eigenen Kolonie in den Griff zu kriegen. Die konservative EU-Abgeordnete Gabriella Newson, ursprünglich nur zu Besuch auf der Station, wird als letzter überlebender Polit-Profi schnell zur Meinungsführerin all derer, die LaFayette für naiv und zu idealistisch halten. Shakespeare-hafte Polit-Intrigen mischen sich in dieser Serie mit utopischen Aufbruchsfantasien – wo sonst kann man als Menschheit die Fehler der Vergangenheit besser vergessen als auf einem ganz neuen Himmelskörper?

Genre: Weltraum-Politthriller
Diese Serie ist: prophetisch, anspruchsvoll, spannend



Stefan Stuckmann, geboren 1982 in Kleve, schrieb für »Switch Reloaded« und die »heute-show«. Er ist Autor der ZDF-Serie »Eichwald, MdB«

PUNKS VS. ZOMBIES

Es ist 1982 im geteilten Berlin, im Westen der Stadt mischen sich Depression, Verfall und große Kunst, als plötzlich eine Zombie-Epidemie ausbricht. Ground Zero dieser Komödie ist die Kreuzberger Punkkneipe »Blutsturz«, in der der abgebrochene Kunststudent Klaus »Ratte« Brandenburg arbeitet und lebt. Dem ersten Zombie, der während eines Konzerts der »Äztussis« von der Straße aus hereintorkelt, stellt Ratte noch einen Jägermeister vor die Lederkrawatte. Erst, als sich in den Schnapsgläsern Gehirn und Doppelkorn mischt und Stammkundin Straps-Jenny auf einmal ohne Arme dasteht, bricht Chaos aus, das sich schnell über die ganze Stadt ausbreitet.

Die ganze Stadt? Natürlich nicht: Der sozialistische Ostteil, einreisewilligen Westdeutschen gegenüber sonst extrem aufgeschlossen, stellt erleichtert fest, dass die Mauer nicht nur gegen Faschisten hilft, sondern auch gegen menschenfressende Supergruftis. Ratte, der schnell rausfindet, dass man Zombies töten kann, wenn man ihnen den abgebrochenen Mercedes-Stern genau zwischen die Augen sticht, verbündet sich derweil mit dem Popper Dirk aus Bielefeld und der »taz«-Abonnentin Gisela. Gemeinsam kämpfen die drei aus einem geklauten Polizei-Auto heraus und zu einem Soundtrack, der von David Bowie über Ideal bis zu den Ärzten reicht, gegen hungrige Untote in Neon-Leggings, Nietengürtel und Tigerprint-Top.

Genre: World-War-B-Zombie-Trash
Diese Serie ist: absurd, lustig, wahnsinnig ekelhaft



BRÜDER

Zehn Jahre trennen die beiden Halbbrüder Marco und Patrizio – zehn Jahre und eine Spielklasse. Während Patrizio sich mit 21 Jahren in der ersten Mannschaft der Hertha gerade unverzichtbar spielt, hat Marco gerade seine Fußballkarriere bei Union Berlin an den Nagel gehängt, nicht reich, aber passabel versorgt und optimistisch. Beide sind Arbeiterkinder, noch immer tief verwurzelt in Neukölln, trotz oder gerade wegen der Karriere. Denn wer einmal erfolgreich ist, der findet so schnell keine echten Freunde mehr – was Marc und Paddy dadurch gelöst haben, dass sie ihre Freunde einfach nie ausgetauscht haben: Philipp und Nuri sind beide auf der gleichen Straße großgeworden wie die Brüder, der eine studiert mehr oder weniger erfolgreich Film, der andere sieht seine Zukunft je nach Stimmung in verschiedensten Berufen, die aber immer mit dem Stattfindenlassen von Partys zu tun haben. Marco hat eine 13-jährige Tochter – entsprungen einer betrunkenen Nacht mit seiner Teenager-Liebe Jessica. Die ist inzwischen Pianistin, beide teilen sich das Sorgerecht im Wochenrhythmus.

Diese Dramedy bricht in halbstündigen Folgen mit überkommenen Fußballerklichees, erzählt den Großstadtkiez als moderne Provinz und Neukölln als verlässlichen Entschleuniger für männliche Höhenflüge. Kriegt man einen besseren Kita-Platz für die Tochter, wenn man bei Wikipedia als »Pokalheld« geführt wird? Wie erklärt man englischen Türstehern, dass man in Deutschland mindestens C-Promi ist? Und wer beschleunigt eigentlich besser: der Ferrari vom Mitspieler oder der Elektro-Kleinwagen von DriveNow?

Genre: Fußball-Sozial-Dramedy
Diese Serie ist: witzig, warmherzig, authentisch



Der Kick

Eigentlich störte Laura Zumbaum nur, dass die Schalen der Kaffeebohne weggeworfen werden.

Jetzt jettet sie als Firmenchefin durch die Welt, um in einem gnadenlosen Markt zu überleben.

Ein Koffein-Krimi

Text Fabian Federl
Fotos Kai Müller

Die Etikettiermaschine rattert. Eine metallene Rolle beklebt Flasche nach Flasche mit dem braun-weißen Logo: Selosoda, Selosoda, Selosoda.

Laura Zumbaum steht davor und beobachtet: Stimmt die Füllmenge? Ist das Etikett gerade? Es ist ihre Limonade, die die Maschine ausspuckt. Das Projekt, an dem sie seit über einem Jahr arbeitet, an dem sie an Geschmack und Design gefeilt, für das sie sich Geld geliehen hat. Es ist Juni 2015 und im Schwarzwald, 800 Kilometer von Zumbaums Berliner Wohnung entfernt, laufen die ersten Flaschen vom Band.

»Ich wusste damals nichts«, sagt Zumbaum. »Vielleicht schmeckt die Limo ja keinem? Vielleicht kippt man um, wenn man zehn Flaschen davon trinkt?« Da half nur: ausprobieren. Sie lud die ersten 4000 Flaschen in ihren Mietwagen und fuhr zurück nach Berlin. Aber was sich damals wie ein Sprung ins kalte Wasser angefühlt haben muss, war im Rückblick nur das Eintauchen des kleinen Zehs.

Frisch gepflückt. Jede Kaffeekirsche enthält zwei Bohnen, die verarbeitet werden. Schalen und Fruchtfleisch landen im Müll. Dabei sind sie durchaus genießbar.





Laura Zumbaum ist Kaffeeliebhaberin. Ihre Diplomarbeit schrieb sie über Nachhaltigkeit in der Lebensmittelbranche, arbeitete bei Onlineshops für fair gehandelte Bohnen, lernte Röster und Großhändler kennen und verstand, wie der Markt funktioniert, vom Anbau zur Logistik bis zur fertigen Tasse. Sie ist 27 Jahre alt, trägt ihre blonden Haare offen und spricht auffällig beherrscht. Wenn sie merkt, dass sie ins Plaudern gerät, stockt sie kurz, fängt sich und sagt sehr richtige und sehr öde BWL-Sätze. Da wird aus der koffeinhaltigen Hallo-Wach-Limo schnell ein »nachhaltiges, erfrischendes Konsumprodukt aus der Kaffeeproduktion.«

Es ist eines neben Dutzenden, dafür reicht ein Blick in einen Spätikühlschrank. Die Geschichte des Weges, die Limonade aus der Kaffeekirsche auf den deutschen Markt zu bringen, beginnt bei einer Tasse Tee. Im Frühsommer 2014 betritt die damals 25-jährige Zumbaum das Kreuzberger Café Bonanza Coffee Heroes. Auf der Karte stolpert sie über das Wort »Cascara«, auf spanisch: Schale. Zumbaum probiert, findet das Getränk gewöhnungsbedürftig, aber interessant. Der Barista erklärt ihr, es sei ein Aufguss aus der getrockneten Schale der Kaffeefrucht, aus Panama importiert. Er schreibt ihr einen Namen auf einen Zettel: Graciano Cruz.

»Ich will mehr von diesem fabelhaften Tee«, sagt sie wenige Tage später bei Skype. Graciano Cruz ist überrascht. Nicht viele Menschen interessieren sich für den Tee. Seit Cruz 1992 seine erste Farm in seinem Heimatort Boquete im Westen Panamas übernahm, bereitet er die Kaffeeschalen auf, testet Zubereitungsarten. Und ist damit in Zentralamerika, wo auf jedem zweiten Hügel Kaffee wächst, der erste und lange Zeit auch der einzige. Cruz kennt den Tee aus Äthiopien, dort trinkt man ihn seit Jahrhunderten. Aber eben auch: nirgendwo sonst. Entsprechend schleppend läuft Cruz' Geschäft.

Die Schale der Kaffeefrucht ist seit Jahrhunderten vornehmlich eins: Müll. Kaffeeernter pflücken die reife Frucht und trocknen sie. Die Bohnen werden herausgelöst, Schale und Fruchtfleisch kommen auf den Kompost. Es ist diese Verschwendung, die Laura Zumbaum antreibt. Noch vor dem Geschmack, vor dem Geld und vor dem Abenteuer. Dass 55 Prozent der Kaffeefrucht einfach weggeworfen werden, findet sie absurd: Da liegt ein Rohstoff nahezu unendlich verfügbar herum – und niemand nutzt ihn. Wie kann das sein?

Zwei Wochen nach dem Telefonat kommt ein Probepäckchen von Cruz' Kaffeeschalen in Zumbaums Wohnung in Berlin-Mitte an. 250 Gramm mattroter, johannisbeergrößer Fetzen, die nach Hagebutte und Honig schmecken und roh zerkaut an Tabakblätter erinnern. Aber was damit anstellen? Außer ein paar äthiopi-

Rohstoff. Die getrockneten Schalen der Kaffeefrucht lässt Zumbaum sich aus Panama und Costa Rica liefern. Ursprünglich wurde der Schalentee nur in Äthiopien getrunken.



schen Köchen weiß keiner so recht, wie der Aufguss überhaupt schmecken soll.

Zumbaum experimentiert. Sie stellt Gläser auf der Küchenanrichte auf, füllt Schalen hinein und beginnt aufzubrühen. 95, 92, 75 Grad. Drei Minuten, vier Minuten, acht Minuten. 10 Gramm, 20 Gramm, 30 Gramm.

Hunderte Farmer schreibt sie in dieser Zeit an, fragt, ob sie Cascara verkaufen, bestellt Proben, viele davon unbrauchbar, einige voller Ungeziefer. Sie zieht mit ihren Säckchen von Rösterei zu Rösterei, zu befreundeten Köchen, in Cafés, in Restaurants, zu Sommeliers und Sensorikern. Immer wieder brüht sie den Tee auf, testet: süßer oder saurer? Herber oder milder? Heiß oder mit Eis? Ein halbes Jahr lang. Und hat schließlich den Gedanken: Was, wenn man Kohlensäure dazugibt? Und eine Limonade macht?

Der Vater dieses Gedankens ist Dieter Leipold. Der Brauer aus Ostheim an der Rhön isolierte Anfang der 90er Jahre in seinem provisorischen Labor Bakterien aus japanischem Kombucha-Tee und braute daraus: Bionade. Leipolds Getränk wurde zum In-Getränk in den Großstädten, dann zum Erfolg in den Supermärkten. Es war der Beginn des deutschen Limo-Booms. 18 Liter alkoholfreie Erfrischungsgetränke trinken die Deutschen pro Kopf und Jahr. 17 Milliarden Euro geben sie dafür jährlich aus. Deutschland ist Europas vielfältigster Limomarkt. Und der umkämpfteste. Genau da wollte Laura Zumbaum rein.

Anfang 2015 kündigt sie ihren Job, bekommt ein Privatdarlehen über 25.000 Euro und bestellt eine große Menge Schalen aus Panama. »Eine Bank hätte mir nichts gegeben«, sagt Zumbaum. »Ich musste alles selbst machen. Ich war allein.« Es geht ihr längst nicht mehr nur um das Recycling der Kaffeeschale oder um die perfekte Rezeptur. Es geht darum, »den Kaffeehandel nachhaltig zu machen.«

Dafür muss Zumbaum schneller werden, professioneller. Sie spricht jetzt nicht mehr von der »Kaffeefrucht«, sondern von der »Kaffeekirsche«. Das klingt besser, korrekt ist es trotzdem. Sie heuert eine Braumeisterin und eine Laborantin der Versuchsbrauerei in Prenzlauer Berg an. »Es hat ein bisschen gedauert, ihr zu erklären, dass wir in einem Biersudkessel Kaffeeschalen aufkochen wollen«, sagt Zumbaum. Die nächsten Monate verbringt sie vor Kesseln, Abfüllgeräten und Thermometern. Füllt Flaschen ab, verkorkt und beschriftet sie: »Test 1«, »Test 2«, »Test 3«. Dann radelt sie durch die Stadt und stellt die Limo unter dem Namen Selosoda vor – Selo heißt Schale auf Esperanto.

Sie drückt Bekannten ihr Getränk in die Hand, stellt es bei befreundeten Cafésbesitzern in den Kühlschrank, überzeugt Szenelokale, Spezialitätenläden, Spätis. Von Mitte nach Prenzlauer Berg, nach Kreuzberg, Neukölln. »Es gab keine Ressourcen«, sagt sie. Es läuft schleppend. Aber es läuft. Einer von Zumbaums Kontakten stellt die Flaschen in seinem Startup in den Kühlschrank, andere folgen, und nach wenigen Monaten landet Selosoda in den Kantinen von Spotify und Universal.

Das Unternehmen wächst langsam, aber stetig. Als die Flaschen ausgehen, finanziert Zumbaum die nächste Abfüllung per Crowdfunding,



Cascara Sparkling ist später gestartet als Selosoda, sehr viel später – aber vom ersten Tag an in einer ganz anderen Liga. Gaffel ist groß, 52 Millionen Euro Umsatz, Kölns meistverkaufte Biermarke. Innerhalb weniger Tage ist die Limo überall. Alle, die von Gaffel beliefert werden, bekommen jetzt auch Cascara. Alle Supermärkte in NRW können die Limo ordern, in Köln und Düsseldorf stehen die Flaschen in den Rewe-Regalen, und zwischen Wiesbaden, Aachen und Osnabrück haben innerhalb weniger Wochen 714 Einzelhändler Cascara ins Sortiment aufgenommen. So viel wie Gaffel verschenkt, kann Selosoda nicht einmal produzieren.

Der ganze Brau-, Vertriebs- und Marketingapparat der Groß-

brauerei ist eingeschaltet. Damit sich das lohnt, herrscht Mengenzwang. »Wenn wir nächsten Jahr rund 200.000 Hektoliter verkaufen«, sagt Martin Schäfer, »dann wären wir happy und nicht zu groß.« Er holt sein Handy aus der Tasche, tippt in die Rechner-App. »Hekto ist hundert, Flaschen sind 0,33, also mal 300... sechs Millionen Flaschen«, sagt er. »Oh, das ist ja doch eine ganze Menge.«

Aber Schäfer betont, dass auch er ein kleiner Player ist. Im Gegensatz zu Club Mate, zu Coca Cola, zu allen Energydrinks. »Groß ist böse, klein ist gut – so einfach ist es nicht«, sagt er. Anfangs habe er darüber nachgedacht, die Limo nur für seine 20 Läden in Köln und Düsseldorf zu brauen. Doch auch Schäfer ist Überzeugungstäter. »Mit jedem Kauf entscheiden wir, in welcher Welt wir leben wollen – Preise, Qualitäten, Arbeitsbedingungen. Wenn wir dieses Bewusstsein verbreiten können, haben wir was Echtes erreicht.« Und das lässt sich eben nicht per Handabfüllung machen.

Während am 17. April 2016 in Köln schon die ersten Kisten Cascara Sparkling ausgeliefert werden, liest Laura Zumbaum in Berlin noch einmal den Gaffel-Artikel. Ob Panik oder Freude – sie muss reagieren. Noch am selben Morgen mietet sie sich ein Auto, fährt nach Köln, um die wenigen Kunden zu besuchen, mit denen sie dort Kontakt hatte. »Imposant, wie groß da aufgefah-

20.000 Euro kommen zusammen. Sie gibt Interviews mit Start-Up-Websites, dann Food-Magazinen, später vor größerem Publikum, in der »Brigitte« und der »Wirtschaftswoche«. Geld ist knapp, und Zumbaum liefert noch immer persönlich mit Fahrrad oder U-Bahn aus. Aber in der Nische lässt es sich erst einmal einrichten.

Es ist kurz nach Mitternacht, die ersten Minuten des 17. April 2016, als die Nische plötzlich aufreißt. Laura Zumbaum sitzt nach einem langen Tag am Laptop. Eigentlich ist alles erledigt, als eine Mail aufplopt: »Nachahmung ist die größte Form der Anerkennung – oder hast du etwas damit zu tun?« schreibt ein Bekannter aus dem Rheinland. Darunter ein Link: »Koffein-Kick: Gaffel macht jetzt Panama-Brause«.

Was bedeutet das? Ist das gut? Zumbaum weiß nicht, was sie denken soll. Die Kölner Brauerei Gaffel, im Biermarkt ein eher kleiner, aber im Vergleich zu Selosoda gigantischer Getränkespezialist, bringt ihre eigene Kaffeeschalenlimo auf den Markt. Ist das eine Bestätigung? Eine Bedrohung? Es betrifft alles, woran sie die letzten zwei Jahre gearbeitet hat. In diesem Moment hatte Laura Zumbaum ein Gefühl »irgendwo zwischen Panik und Freude«, erinnert sie sich.

Der Mann, der für diese wechselnden Gefühle verantwortlich ist, sitzt zwischen braunen Kaffeesäcken in einem Café in der Düsseldorfer Altstadt. »Ich kann das Gefühl nachvollziehen«, sagt er, »und ich habe den höchsten Respekt vor dem, was sie da auf die Beine gestellt hat.« Martin Schäfer, Mitte vierzig, ein Glatzkopf mit jugendlichem Lächeln, ist Besitzer des Cafés, viele Kunden nicken ihm zu, man kennt sich hier. Schäfer ist der Gründer der Kaffeehauskette Woyton. Und der Mann hinter Cascara Sparkling, der »Panama-Brause« von Gaffel.

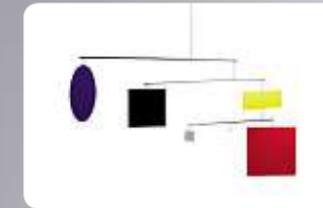


Aufguss. Ehe Laura Zumbaum Selosoda entwickelte, probierte sie verschiedene Zubereitungsarten, Stärken und Temperaturen des Schalentees. Sie trinkt ihn selbst gerne.

Konfe^{fe}ssion.

Wir bekennen uns zu gutem Design.

Bei ferro finden Sie Möbel jenseits flüchtiger Moden – lauter schöne Dinge zum Wohnen und Arbeiten. Lassen Sie sich auf dieser Seite von einer Selektion interessanter Design-Highlights inspirieren. Das komplette Sortiment gibt's in unserem Fachgeschäft für guten Geschmack im Stilwerk.



ferro^{fe}
WOHNEN & ARBEITEN

FERRO GMBH. STILECHT IM STILWERK. KANTSTRASSE 17. TELEFON 030. 88 55 26 76. WWW.FERRO-BERLIN.DE. INFO@FERRO-BERLIN.DE



beschreibt Zumbaum den Investor. Sie sprechen über ihre Vision, Ambitionen, über Zukunftspläne, später über Mengen, schließlich über Zahlen. Und über Gaffel. Maire rät: keine Zeit verlieren. Gas geben.

Maire ist nicht irgendwer. Der gebürtige Schweizer hat schon 2008 Software an Nokia verkauft, dann die Foto-App EyeEm, den Online-Design-Händler Monoqi gegründet. Brands4Friends, StudiVZ, Barcoo, SoundCloud: Bei fast allen Tech-Projekten, die in Berlin in den vergangenen Jahren erfolgreich wurden, war Maire beteiligt. Heute sieht er einen neuen Markt: Essen und Trinken. Anfang 2016 hat er die »Atlantic Food Labs« gegründet, einen Inkubator für Start-Ups im Nahrungsmittelmarkt. Selosoda passt in den Trend: vegan, paläo, fair, zuckerfrei, recycled. Aber allein mit Image wächst man nicht. Maire investiert Geld. Nach der ersten Finanzierungsrunde ist Selosoda ein Unternehmen mit Marktwert im einstelligen Millionenbereich.

»Wir überspringen einen Schritt«, sagt Zumbaum. Wuppertal, Ludwigsburg, Ingolstadt sollen die Kölner machen. Selosoda geht direkt auf den Weltmarkt. »Die Strategie ist gefährlich und aufwendig« sagt sie. Sie muss immer noch schneller werden, noch professioneller. Wenn sie über Pläne spricht, sagt Zumbaum »strategy«, sie spricht von »brand ambassadors« und »investment cases«. Sie stellt monatlich neue Mitarbeiter ein, fährt 22.000 Autokilometer in wenigen Monaten. Berlin und Hamburg, Zürich, Winterthur und Basel, Wien und Amsterdam. Bis Ende des Jahres London und Paris. Es kommen Anfragen aus Japan, China und Indien – bis zu 100 Paletten pro Lieferung, 96.000 Flaschen. Der Ex-Manager von Starbucks in Saudi-Arabien will Selosoda an den Golf bringen, Exklusivverträge werden in Kroatien, Griechenland und Zypern geschlossen. Und vor der Haustür stellt Gaffel Cascara Sparkling in die Kaiser's-Regale.

Ende August auf dem Berlin Coffee Festival in der Markthalle IX in Kreuzberg. Florian Venedey, einer der neu eingestellten Mitarbeiter von Laura Zumbaum, steht am Selosoda-Stand, erzählt Kunden von Frucht und Schale, von Transparenz, Nachhaltigkeit und Umweltschutz. Ein Gast nickt aufmerksam, macht Notizen, fragt genau nach. Was sich denn so im Markt bewege, wie Venedey die Chancen von Cold-Brew-Kaffee einschätzt, ob die Kaffeeschale das nächste große Ding sei. Venedey wird misstrauisch, fragt, wieso das alles so genau interessiere. Zögernd sagt der Mann, er sei von Melitta, man beobachte Selosoda, viele in der Branche täten das. Später setzt Venedey sich auf einen Schemel und macht sich eine Limo auf.

Hinter dem Stand erzählt ein Arbeiter von der Eröffnungsparty am Tag davor. Die Getränke habe so ein Kaffeelimohersteller gesponsert. Eine Palette, 40 Kisten Freeware. Wurde direkt an die Location geliefert. Aus Köln.

ren wurde«, sagt sie. Cascara Sparkling auf Plakatwänden, auf Litfaßsäulen, in Werbeprospekten. Bei den Gastronomen, bei denen Zumbaum anklopft, stehen die Flaschen schon auf dem Tresen. Dass Cascara im Rewe steht, sagt sie, sei auch gut für Selosoda. Was aber, wenn Cascara in allen Rewes steht?

Köln war, wie Zumbaum heute sagt, »ein Arschtritt«. Und wie Arschritte nun mal sind, bewegen sie einen nach vorn. Das heißt im Geschäft: wachsen. Und zwar schnell.

Damit begann sie schon im Auto auf der Rückfahrt aus Köln. Sie notiert sich Namen von Geschäftskontakten. Alle, die ihr einfallen. Sie ruft Bekannte an: Kennt irgendwer jemanden? Einen, der helfen kann, schneller und klüger zu wachsen und einem funktionierenden Produkt zu dem Erfolg zu verhelfen, den es ihrer Sicht nach verdient?

Einen Monat später der Anruf eines Bekannten:

Er habe ihr einen Termin vereinbart. Rosenthaler Straße, im Zentrum der Berliner Start-Up-Welt. Das Büro hat die Optik eines Co-Working-Spaces, außen verglast, innen lange Tische. An einem davon sitzt der Investor Christophe Maire. Laura Zumbaum setzt sich, Maire stellt ihr eine Flasche Selosoda hin, er habe zur Vorbereitung eine Kiste gekauft. »Zurückhaltend, interessiert, detailliert«



Wachmacher. Die Konkurrenz aus Köln dominiert den deutschen Markt, Selosoda das internationale Geschäft von der Schweiz bis Saudi-Arabien und Zypern.

Über 120 Jahre poggenpohl – und jeden Tag einen Schritt voraus!



P.7350 Design by Studio F.A. Porsche

Fünf Jahre unseres Lebens verbringen wir mit Essen und Genießen. Fast drei Jahre kochen wir. Die Küche ist Lebensraum, ist Lebensmittelpunkt und Ausdruck eines persönlichen Lebensgefühls. Legen Sie Wert auf das Besondere und kommen Sie zu uns. Gerne zeigen wir Ihnen die neuesten Design-Trends und technischen Innovationen. Wir freuen uns auf Sie!



poggenpohl in Berlin exklusiv bei

Brock & Stephan Einbauküchen GmbH

Bundesallee 155 | 10715 Berlin
Tel. 030 / 853 80 55
www.brock-stephan.com

Küchenatelier Roseneck GmbH

Hohenzollerndamm 110a
14199 Berlin-Grünwald
Tel. 030 / 826 50 55
www.kuechenamrosenack.com

Brock + Stephan im stilwerk oHG

Kantstrasse 17 | 10623 Berlin
Tel. 030 / 315 151 60
www.kuechenimstilwerk.com

Acht Models. Acht Moden.
Acht Schönheiten.
Vorschläge für eine
vielfältige Gesellschaft -
eine Kooperation
mit **CE** MAGAZINE

Ande
Nadia
Heo
Jutta
Valerie
Raf
Elsa
Sophie

Ande
Kleid — Hermès

Photography — Wilkosz & Way / Styling — Sebastiano Ragusa
Art Direction — Studio Maven / Production — Arne Eberle
Hair — Tony Lundström / Make-Up — Berenice Ammann
Styling Assistant — Maria Thomas



Nadia

Kleid, Weste — Sportmax
Haarnadel — William Fan
Strumpfhose — Falke



Heo

*Cardigan und Jacke — Acne
Rock — Diesel Black Gold
Socken — Vêtements über
Nightboutique
Schuhe — Model's own*



Jutta

*Pullover — Raf Simons
über Nightboutique*



Valerie

*Lederbody — Y/Project
über Nightboutique
Ohrringe — JMB Jewelry
Hut — Model's own*



Raf

*Top — Acne
Overknees — Balenciaga
über Nightboutique*



Elsa

Look — Dries van Noten

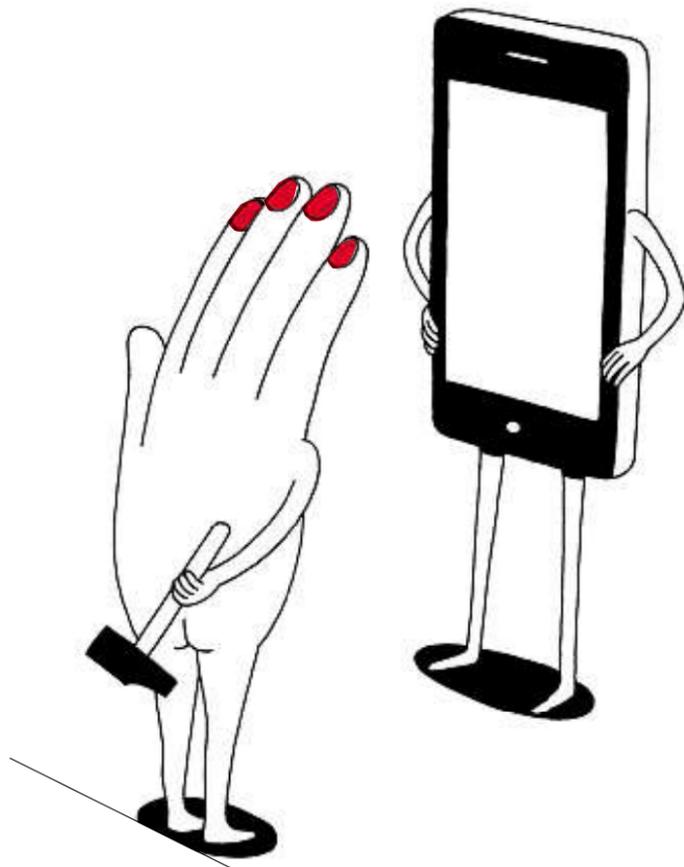


Sophie

*Mantel, Handschuhe — Max Mara
Pullover — Proenza Schouler
erhältlich bei The Store / Soho House
Ohrring — Laguna*



Hilfe, ständig gibt es neue Apps! Neun Tipps, wie man nicht irre wird



Text Stephan Porombka
Illustration Mrzyk & Moriceau

1 Entspannen

Ach, es gibt jetzt das neue Tinder, das noch tinderiger als das alte Tinder ist? Wenn man es Ihnen anbietet, dürfen Sie nicht nervös werden. Man muss nicht alles mitmachen. Weil man nicht alles mitmachen kann. Es gibt zu viel von allem. Und es geht zu schnell. Da ist es nicht nur okay, einfach mal zu entspannen. Es ist notwendig! Sagen Sie am besten, Sie müssen erst mal all die Leute küssen, die noch beim alten Tinder sind. Das kann dauern.



2 Einmal aussetzen

Aber Achtung! Wenn es ein neues Spiel, eine neue App oder ein neues brennendes Smartphone gibt, dürfen Sie niemals sagen: »Das geht mir alles zu schnell, ich komme nicht mehr mit.« Das sagen nur die Unentspannten. Wer entspannt ist, sagt: »Das lasse ich aus, Danke. Bin das nächste Mal wieder dabei.« Man sollte sich nicht verweigern. Weil man sonst nicht mitbekommt, was passiert. Aber man sollte mit Lässigkeit zeigen, dass man drübersteht. Oder ein bisschen daneben.

3 Quatsch machen

Werden Sie mit irgendeinem Quatsch konfrontiert, sagen Sie wahrheitsgemäß: »Das ist ja Quatsch.« Aber seien Sie sofort bereit, jeden Quatsch auszuprobieren, um zu verstehen, wie er funktioniert und was er mit einem macht. Wenn man nicht gerade aussetzt (siehe 2), weil man zum Beispiel noch die Männer und Frauen von Tinder küssen muss (siehe 1).



4 Understatement

Wenn Sie einen Quatsch mitmachen, sollten Sie das aber bitte nicht an die große Glocke hängen. Man läuft nicht mit dem neuesten Smartphone rum und gibt damit an. Auch dann nicht, wenn es so toll brennt. Man ruft auch auf der Party nicht laut durch den Raum, dass man jetzt bei Snapchat ist. Understatement ist gefragt. Machen Sie Ihr Handy, aber leise. Wer so tut, als sei er Avantgarde, garantiert nicht dazu.

5 Outsourcing

Wer entspannt genug ist, macht die Sachen sowieso nicht selbst. Man lässt machen! Die Welt ist Ihr Testlabor. Das neue Tinder soll Oma ausprobieren. Dem fünfjährigen Neffen schenkt man »Grand Theft Auto VI« zum Spielen. Kollegen rät man zur neuen Fitness-App. In Zeiten, in denen sowieso zu viel von allem da ist und zu schnell ersetzt wird, ist es lehrreich und lustig, wenn man andere beobachtet und ihnen interessierte Fragen stellt.

6 Socialising

Weil man tumb wird, wenn man zu viel allein vor dem Computer oder auf dem Sofa sitzt, sollten Sie neue Sachen immer zusammen mit anderen ausprobieren. Sie brauchen also Freunde und Freundinnen, mit denen Sie sich regelmäßig treffen. Den Spieleabend an der Playstation gibt's schon. Jetzt kommt der Pärchenabend mit E-Books. Eine Swinger-Party mit Pokémon Go. Oder Sie gehen zusammen in ein nobles Restaurant und spielen bei gutem Essen und teurem Wein den ganzen Abend lang ein paar Apps durch. Dann kann man sie wieder löschen. Die Apps sind ja wahrscheinlich uninteressant. Aber echte Test-Freundschaften halten ewig.

7 Retrokombinieren

Immer wenn Sie etwas Neues ausprobieren, sollten Sie zugleich zwei Produktnummern zurückgehen. Man spielt am neuen Smartphone. Aber man telefoniert mit dem alten Nokia. Man streamt Musik. Aber man legt beim Rendezvous mit den Leuten von Tinder Schallplatten auf. Man klickt sich durch die Mediathek. Aber am Samstagabend guckt man Fernsehen auf einem kleinen Antennen-TV, der nur drei Programme empfängt. Das entspannt enorm.

8 Umfunktionieren

Man sollte die Sachen nie so benutzen, wie man soll. Die Sachen zu biegen und zu brechen, bedeutet immer, sich einen Freiraum zu verschaffen. Die Fitness-App nutzt man fürs Dating. In der Dating-App tauscht man sich über Backrezepte aus. »Grand Theft Auto« nutzt man, um schöne Ausflüge zu planen. Bei Snapchat schreibt man Liebesbriefe, wie die Welt sie noch nie gesehen hat. Und das brennende Smartphone stellt man beim Rendezvous so hin, dass es wie Kaminfeuer wirkt. Man muss einfach kreativ sein. Denn nur dann hat man es wirklich mit etwas Neuem zu tun.

9 Ein Journal führen

Ein Journal führen heißt, das Flüchtige festzuhalten. Man muss kurz aufschreiben, was man sich so anschafft und runterlädt, um es auszuprobieren. Und was für Erfahrungen man damit macht. Dann versteht man besser, wie sehr man von den Geräten und Gadgets bestimmt wird, mit denen man sich umgibt. Außerdem ist es ja ziemlich lustig, später nochmal etwas über die eigene skurrile Liebesbeziehung zu seinem Handy zu lesen. Und über Leute, die man wegen Tinder geküsst hat. Und bei was und bei wem man dann schließlich doch hängengeblieben ist, weil es in all der Flüchtigkeit und Beliebigkeit die wirklich große Liebe war.



Der Autor twittert unter @stporombka und postet als stephan_porombka bei Instagram. Außerdem ist er Professor für Texttheorie und Textgestaltung an der UdK Berlin.

Galeriées Lafayette

The ultimate
Shopping
destination

FRIEDRICHSTRASSE
76 – 78

U-BAHN FRANZÖSISCHE STR. + STADTMITTE
S-BAHN FRIEDRICHSTRASSE
WWW.GALERIESLAFAYETTE.DE
[FACEBOOK GALERIESLAFAYETTEBERLIN](https://www.facebook.com/GALERIESLAFAYETTEBERLIN)

GEÖFFNET VON MONTAG BIS SAMSTAG
VON 10 BIS 20 UHR

ADVENTSSONNTAGE 4. + 18. DEZEMBER
GEÖFFNET 13 BIS 18 UHR



MELTING POT

USA / Japan / Korea / Berlin

Ramen Burger

Der Burger ist wie die USA: Es gibt eine Grundidee, aber man kann sie ständig neu erfinden. Das Brötchen des Ramen Burgers besteht aus Weizennudeln, wie sie auch in der Ramen-Suppe verwendet werden, zusammengehalten von Ei und Mehl. Befeuert durch eine Gewürzmischung wird es in Fett knusprig ausgebacken. Das Burgerfleisch ist, klassisch, ein medium gegrilltes Rinderhacksteak, das auf Rucola und Mayonnaise liegt und von Weißkohl-Kimchi, Frühlingszwiebeln und Gochujang-Sauce getoppt wird. Kross-kompakt im Biss, säuerlich-scharf und saftig-frisch im Geschmack.

Der amerikanische Ur-Burger bildet hier die Basis für eine multiethnische Aneignung: Den japanischen Dreh mit dem Ramen-Bun hat Keizo Shimamoto, Foodblogger und Küchenchef des »Smorgasburger«, 2013 in Brooklyn erfunden, allerdings noch mit klassischem Belag. Der in Berlin geborene Chili Pak sah die Kreation auf YouTube – und hat den Ramen-Burger für sein Lokal weiter in Richtung Korea gedreht. Shiso-Blätter, Tomate und Ketchup ersetzt er durch koreanische Zutaten: scharf vergorenen Weißkohl und fermentierte Chilipaste – eine panasiatisch-nordamerikanische Kreation made in Berlin.

Chili Pak serviert seinen Ramen Burger im Chilees, Choriner Straße 25, Prenzlauer Berg

Text Kai Röger
Foto se7entyn9ne

»Ich bin dieses Jahr auf schmerzhaft Weise betrogen, belogen und verlassen worden. Ganz ehrlich: Ich bin wütend und verletzt. Ich würde das alles gern hinter mir lassen, aber wenn ich einfach vergebe, sende ich das falsche Signal – nämlich, dass die Art der Trennung okay war.

Was soll ich mit meiner Wut tun?«

Schon in seiner ersten Lehre sprach Buddha das Leid an, das durch den Verlust des Angenehmen entsteht – und die Notwendigkeit, dieses Leid anzuerkennen. Es ist wahr: Eine Beziehung hinter sich zu lassen, die einmal liebend und unterstützend war, bedeutet großen Schmerz.

Eine Trennung kann aber mitfühlend vollzogen werden, mit dem ehrlichen Ziel, den anderen so wenig wie nur möglich zu verletzen. Durch Demut, durch Ehrlichkeit zu sich selbst und höchste Aufmerksamkeit gegenüber den Bedürfnissen des anderen. Was aber sollen wir tun, wenn das nicht der Fall ist? Wenn eine Trennung die Folge von Betrug oder Missbrauch ist, wenn sie zu starken negativen Gefühlen wie Wut, Hass oder dem Wunsch nach Rache führt?

Die tibetischen Geistesübungen des »lo dschong« wurden entwickelt, um auch in den schwierigsten Umständen zu wachsen. Mit ihnen verbleiben wir in Gefühlen und Situationen, die wir normalerweise vermeiden würden. Sie ermuntern uns, solche Situationen als Gelegenheiten zu verstehen, geduldiger, demütiger und liebevoller zu werden. Als Chance, unser Ego zu reduzieren. Wer sagt denn, dass es bei dieser Trennung überhaupt um Sie ging? Vielleicht war Ihr Partner einfach in großer seelischer Not?

Eine besonders schwierige Situation ist, verletzt zu werden, wenn wir denken, dass



DR. OM

Kleine Meditationen
über die großen Fragen
des Lebens

wir das Gegenteil verdient hätten. Der tibetische Meister Geshe Langri Thangpa (1054-1123) schrieb: »Wenn jemand, dem ich mit großer Hoffnung geholfen habe / mich ganz ohne Grund verletzt / will ich lernen, diesen Menschen / wie einen edlen geistigen Lehrer zu sehen.«

Was können wir von so einem Menschen lernen? Wenn man die Kommentare dieses Verses liest, bedeutet er, dass Menschen, die uns verletzen, den Egoismus in uns offenlegen. Oft gibt man in Beziehungen eigene Bedürfnisse auf – weil man darauf spekuliert, etwas zurückzubekommen. Außerdem geben uns Menschen dadurch, dass sie unsere Wut wecken, die Chance, Gelassenheit zu lernen. Zudem ist so eine Situation eine Gelegenheit, echtes Mitgefühl zu entwickeln, das den Schmerz jedes Menschen sieht, egal wie er oder sie uns behandelt hat. An den Verletzungen, die Ihnen zugefügt werden, erkennen Sie das Ausmaß des innerlichen Leids des anderen.

Die Übungen des »lo dschong« sind komplex und anspruchsvoll. Wenn sie jenseits unserer Fähigkeiten liegen, sollten wir versuchen, ein Bewusstsein für uns selbst zu entwickeln, und für den Schmerz, den wir verspüren. Sie müssen nicht unbedingt dem anderen verzeihen, was Ihnen angetan wurde. Sie müssen sich selbst verzeihen, verletzt worden zu sein.

Oren Hanner, 1979 in Jerusalem geboren, studierte Philosophie in Tel Aviv und promovierte in Buddhismuskunde an der Uni Hamburg. Schicken Sie Ihre Frage an om@tagesspiegel.de

NICE PRICE



Herz
aus Glas

Wer den eigenen Wohlstand und den persönlichen Stil vorzeigen will, investiert leider fast immer in Weingläser. Das ist einerseits Quatsch, schließlich trinkt man ja nicht ständig Wein. Und andererseits schade, weil auch Mineralwasser, Tonic und Fruchtsaft eine ansprechende Darreichung verdient haben – schließlich gibt es wahnsinnig schöne Trinkgläser. Für die man kein Vermögen ausgeben muss.

Die Serie »Prestige« der 180 Jahre alten F.X. Nachtmann Kristallwerke aus dem oberbayerischen Neustadt an der Waldnaab, die in der überhaupt großartigen Brasserie Ora am Kreuzberger Oranienplatz für Drinks verwendet wird, interpretiert die Idee des traditionellen Tumblers runder, großzügiger, herzlicher. Anstatt der strengen Form und Musterung des klassischen Old-Fashioned-Glases schmeichelt er den Fingern und liegt angenehm schwer in der Hand. Selbst das eilig hinuntergestürzte Mineralwasser bekommt in diesem Glas die Wichtigkeit eines schottischen Single Malts. Und ein selbstgemixter Whiskey Sour trinkt sich daraus natürlich auch perfekt.

Tumbler »Prestige« von F.X. Nachtmann, ca. 2,99 Euro / Stück, via barstuff.de

IMPRESSUM

Herausgeber Stephan-Andreas Casdorff, Lorenz Maroldt **Projektidée** Peter John Mahrenholz **Redaktionsleitung** Jan Oberländer **Artredaktion** Suse Grützmacher **Beratung** Daniel Erk (Redaktion), Catrin Oldenburg (Artredaktion) **Bildredaktion** Saskia Otto **Autoren dieser Ausgabe** Fabian Federl, Mirna Funk, Dirk Gieselmann, Oren Hanner, Helene Hegemann, Torsten Körner, Johannes Laubmeier, Laura Naumann, Stephan Porombka,

Kai Röger, Stefan Stuckmann **Fotografen und Illustratoren dieser Ausgabe** Carlos Bafille, Tony Futura, Ériver Hijano, Daniel Hofer, Christoph Kleinstück, Uli Knörzer, Mrzyk & Moriceau, Kai Müller, se7entyn9ne **Mode** Sebastiano Ragusa, Arne Eberle (OE Magazine) und Lucie Schibel, Lisa Borges (Maven Berlin) **Korrektur** Patricia Wolf **Verlag** Verlag Der Tagesspiegel GmbH, Askanischer Platz 3, 10963 Berlin, www.tagesspiegel.de

Geschäftsführung Florian Kranefuß **Verlagsleitung** Penelope Winterhager, Thomas Wurster **Anzeigenleitung** Philipp Nadler **Verkaufsleitung** Magazine Nils Höfert **Vertriebsleitung** Sebastian Stier **Herstellungsleitung** Marco Schiffler **Layout und Produktion** Sabine Miethke, Christian Renner **Druck** Möller Druck und Verlag GmbH **Abo- und Leserservice** Tel 030/29021-502, Fax 030/29021-599

Redaktionsschluss 17. November 2016 **Copyright 2016** für alle Beiträge bei Verlag Der Tagesspiegel GmbH. Nachdruck, Übernahme in digitale Medien sowie Vervielfältigung auf Datenträger nur nach vorheriger Zustimmung durch den Verlag. berliner@tagesspiegel.de, twitter.com/tspBRLNR



Mirna Funk wurde 1981 in Ost-Berlin geboren. Sie arbeitet als freie Journalistin und Autorin und schreibt über Kultur und ihr Leben zwischen Berlin und Tel Aviv. 2015 erschien ihr Debütroman »Winternähe«. Ihr neuer Roman ist auch schon fertig und soll bis 2018 erscheinen.

»Ich zog mich leise an und kam nie wieder«

Mirna Funk, wann mussten Sie sich zwischen Sicherheit und Freiheit entscheiden?

Foto Ériver Hijano

Als ich bei meiner Mutter auszog, war ich noch klein. Gerade mal 17. Ich packte einen grünen Seesack und verschwand einfach. Drei Straßen weiter, zu meinem Freund. Der war schon groß. 27 nämlich. Heute denke ich, dass mit einem 27-Jährigen nicht alles richtig läuft, der mit einer 17-Jährigen zusammenzieht. Damals wusste ich das noch nicht.

In seiner Wohnung hatte ich ein eigenes kleines Zimmer. Trotz Beziehung wollten wir keinen bürgerlichen Schlafzimmer-Wohnzimmer-Alptraum, sondern einander das eigene Leben lassen. Die große Freiheit. Ich war damals in der zwölften Klasse. Morgens saß ich in der Schule, am Nachmittag auf dem Schoß des alten Mannes. Am Abend kellnerte ich in einer Bar, im Berlin der neunziger Jahre interessierte sich niemand für mein Alter. Und so schlief ich wenig und tänzelte zwischen den Welten hin und her. Aber keine passte zur anderen.

Nach ein paar Monaten, in den Sommerferien 1999, schlug mein Freund vor, eine Weltreise zu machen. Er hatte gerade sein Abitur auf dem zweiten Bildungsweg abgeschlossen und war frei, ich steckte noch mitten drin. Dein Abitur oder ich, sagte er. Ich könne es ja auch auf dem zweiten Bildungsweg nachmachen. Und ich stellte mir vor, wie ich, 27-jährig, mit anderen Erwachsenen an meiner Zukunft feile, während zu Hause ein 17-jähriger Junge auf mich wartet, um sich auf meinen Schoß zu setzen.

An einem Spätsommertag, kurz bevor die Schule wieder anfing, stand ich morgens aus seinem Bett auf. Früh, weil ich nicht schlafen konnte, halb sechs oder sogar fünf, zog mich leise an und kam nie wieder. Ich nahm mir meine erste eigene Wohnung und wiederholte die zwölfte Klasse. Ich arbeitete nur noch am Wochenende, stand in der Woche früh auf, ging früh ins Bett und wurde diszipliniert. Es fühlte sich gut an. Weil da niemand mehr war, der sein Leben über meines stellte.

BEOVISION 14

Der völlig neue BeoVision 14 verbindet beeindruckenden Sound mit einem brillanten Ultra HD-LED-Bildschirm (4K). Er bietet eine Vielzahl von Verbindungsmöglichkeiten sowie integrierten Zugriff auf all Ihre Apps. Erhältlich in 40 und 55 Zoll.



BANG & OLUFSEN

Bang & Olufsen am Gendarmenmarkt | Klang & Design GmbH & Co. KG | Charlottenstraße 62 | 10117 Berlin | Telefon: 030 31988180-0
 Bang & Olufsen im stilwerk | Klang & Design GmbH & Co. KG | Kantstraße 17 | 10623 Berlin | Telefon: 030 31515131
 Bang & Olufsen im KaDeWe | Klang & Design GmbH & Co. KG | Tauentzienstraße 21-24 | 10789 Berlin | Telefon: 030 21918900
 Bang & Olufsen Königsbaupassagen | Klang & Design GmbH & Co. KG | Königstraße 26 | 70173 Stuttgart | Telefon: 0711 2296807
 Bang & Olufsen Karlsruhe | Klang & Design GmbH & Co. KG | Erbprinzenstraße 27 | 76133 Karlsruhe | Telefon: 0721 2032940
 Bang & Olufsen Kaiserplatz | HifiProfis Warenhandels GmbH | Kaiserstraße 24 | 60311 Frankfurt | Telefon: 069 87200100
 Bang & Olufsen Frankfurt | HifiProfis Warenhandels GmbH | Große Friedberger Straße 23-27 | 60313 Frankfurt | Telefon: 069 92004188
 Bang & Olufsen Wiesbaden | HifiProfis Verw. u. Handels GmbH | Rheinstraße 29 | 65185 Wiesbaden | Telefon: 0611 97453566
 Bang & Olufsen Fort Malakoff | HifiProfis Verw. u. Handels GmbH | Rheinstraße 4 | 55116 Mainz | Telefon: 06131 275609-0
 Bang & Olufsen Aschaffenburg | HifiProfis Verw. u. Handels GmbH | Wermbachstraße 44 | 63739 Aschaffenburg | Telefon: 06021 4428888
 Bang & Olufsen Bad Homburg | HifiProfis Verw. u. Handels GmbH | Louisenstraße 96 | 61348 Bad Homburg v.d.H. | Telefon: 06172 917997

OMEGA



Ladymatic

NICOLE KIDMAN'S CHOICE


OMEGA